

Theologische Studien

Eine Schriftenreihe
herausgegeben von Karl Barth

Heft 11/12

KARL LUDWIG SCHMIDT

Ein Gang durch den Galaterbrief

Leben, Lehre, Leitung
in der Heiligen Schrift



Evangelischer Verlag A. G. Zollikon-Zürich

Bisher erschienene Hefte der Schriftenreihe

Theologische Studien:

Heft 1:	Karl Barth, Rechtfertigung und Recht	fr. 1.50
Heft 2:	Karl Barth, Evangelium und Bildung	fr. 1.—
Heft 3:	Wilhelm Vischer, Die Bedeutung des Alten Testaments für das christliche Leben	fr. 1.—
Heft 4:	Alfred de Quervain, Der Öffentlichkeitsanspruch des Evangeliums	fr. 1.—
Heft 5:	Karl Barth, Die Souveränität des Wortes Gottes und die Entscheidung des Glaubens	fr. 1.—
Heft 6:	Karl Barth, David Friedrich Strauß als Theologe	fr. 1.—
Heft 7:	Kurt Emmerich, Die Juden	fr. 1.—
Heft 8:	Pierre Maury, Erwählung und Glaube	fr. 1.—
Heft 9:	Bruno Balsheit, Gottesbund und Staat	fr. 3.25
Heft 10:	Oscar Cullmann, Königsherrschaft Christi und Kirche im Neuen Testament	fr. 2.20
Heft 11/12:	Karl Ludwig Schmidt, Ein Gang durch den Galater- brief	fr. 5.—

Bei Subskription der Reihe
auf mindestens 1 Jahr — 2 bis 3 Hefte — 10% Ermäßigung

Voranzeige

Bei der nächsten Tagung des „Schweizerischen Evangelischen Hilfswerks für die Bekennende Kirche in Deutschland“ am 15./16. November 1942 in Zürich-Wipfingen soll Professor D. Karl Ludwig Schmidt, Basel, der Verfasser dieser Auslegung des Galaterbriefes, über

Die Judenfrage

im Lichte der Kapitel 9—11 des Römerbriefes

sprechen. Dieser umfassende Vortrag wird so, wie er bei der Wipfinger Tagung vorliegen wird, mit einem Anhang über die dort zu erwartende Aussprache bald nach der Tagung im Evangelischen Verlag Zollikon-Zürich erscheinen.

Im Abschnitt Röm. 9—11 wird in einem betonten Zusammenhang die zugeleich wichtige und schwierige Judenfrage so behandelt, wie sie in der ganzen Bibel gestellt und beantwortet ist, und nur in diesem Lichte ist die Judenfrage überhaupt sinnvoll.

Die allein entscheidende biblische Antwort steht und fällt mit der Tatsache, daß der Apostel Paulus als der erste und größte, weil maßgebende, Heidenchrist und Heidenmissionar ein Jude und dann Judentumgewordener gewesen ist, der sich in einem genau zu bestimmenden Ausmaß der damaligen griechischen Weltsprache vom griechischen Alten Testament her bedient hat (die Frage der jüdischen Assimilation!) und sich dabei in einem wiederum genau zu bestimmenden Ausmaß denkend und betend für eine jüdische Zukunft eingesetzt hat (die Frage des jüdischen Zionismus!). Von einem in seiner Weise gegenüber Assimilation und Zionismus rechtgläubigen Judentum unterscheidet sich Paulus nur dadurch, daß er in Jesus von Nazareth den gekommenen und deshalb wiederkommenden Messias als den auferstandenen Christus gesehen hat.

Zusammenhängend hat sich der vom Judentum herkommende Weltapostel über die bis zum Ende der Tage bleibende Judenfrage Röm. 9—11 geradezu leidenschaftlich ausgesprochen. Diese magna charta für die Antwort auf die Judenfrage wird nur dann verstanden, wenn sie weder bagatellisiert noch isoliert wird. Bagatellisierung ist, wenn man den Paulus von Röm. 9—11 nur als einen jüdischen Patrioten versteht. Isolierung ist, wenn man Röm. 9—11 von der Botschaft Jesu als des Messias in allen Evangelien ablöst. Die Ehre, die man dem Paulus von Röm. 9—11 als einem Geschichtsphilosophen hat antun wollen, ist eine Verunehrung. Denn Paulus denkt nicht in erster Linie über das betrübliche Schicksal seiner jüdischen Volksgenossen nach, so sehr ihn da auch die Betrübnis packt, sondern über Sein und Nichtsein der Judenheit, die das auserwählte Israel ist und bleibt, weil Gott auch und gerade den Untreuen die Treue hält.

Kürzlich konnte ein weiterer Band dieses größten und bedeutendsten Werkes der protestantischen Literatur unserer Zeit zur Ausgabe gelangen:

Karl Barth
Die kirchliche Dogmatik

Die früher erschienenen Bände:

Erster Band: Die Lehre vom Wort Gottes

Erster Halbband (Band I/1)

Dritte Auflage. 528 Seiten, Leinen Fr. 17. 50 (für Subskribenten Fr. 15. 50)

Zweiter Halbband (Band I/2)

Zweite Auflage. 1011 Seiten, Leinen Fr. 37. — (für Subskribenten Fr. 33. 50)

Zweiter Band: Die Lehre von Gott

Erster Halbband (Band II/1)

782 Seiten, Leinen Fr. 26. 50 (für Subskribenten Fr. 24. —)

Der neue Band:

Zweiter Halbband (Band II/2)

rund 900 Seiten. Leinen Fr. 37. — (für Subskribenten Fr. 33. 50)
geheftet Fr. 33. 50 (für Subskribenten Fr. 30. —)

Dieser neue Band enthält die beiden großen Kapitel über Gottes Gnadenwahl und Gottes Gebot. Besonderes Interesse wird die hier gebotene umfassende Behandlung der Ethik als Aufgabe der Gotteslehre finden.

Das Gesamtwerk wird voraussichtlich fünf Ganzbände umfassen, die im Laufe der Jahre erscheinen sollen. Der Inhalt der weiteren Bände wird sein:

Dritter Band: Die Lehre von der Schöpfung

Vierter Band: Die Lehre von der Versöhnung

Fünfter Band: Die Lehre von der Erlösung

Bei Bezug der bereits erschienenen Bände kann auf das Gesamtwerk noch
subskribiert werden.

Evangelischer Verlag U. G. Zollikon-Zürich

Theologische Studien

Herausgegeben von Karl Barth

Heft 11/12

KARL LUDWIG SCHMIDT

Ein Gang durch den
Galaterbrief

Leben, Lehre, Leitung
in der Heiligen Schrift



Evangelischer Verlag A. G. Zollikon-Zürich

Vorwort und Einleitung.

Der schlichte Haupttitel und der anspruchsvolle Untertitel dieser Arbeit bedürfen der Begründung.

Einen Gang durch die Schrift eines anderen tun, bedeutet einmal: sich von diesem anderen führen lassen, aber dann auch: die Leser, die mit solchem Gang bekannt gemacht werden, seinerseits führen. Geführtwerden und führen betrifft die vielerberufene Führung, deren der Mensch gewürdigt wird. Dem schlichten Wort entspricht dabei ein ungemein komplexer Begriff. So will es der biblische Befund.

Das griechische Wort für „führen“ ἄγειν mit seinen verschiedenen Ableitungen wird sowohl aktiv als passiv und sowohl transitiv als intransitiv verwendet. Christus, der gute Hirte, führt seine Schafe, Joh. 10, 16. Das ist der Christus, den Gott seinem Volk Israel als dessen Retter zugeführt hat, Apgsch. 13, 23. In diesem Bezirk führt uns die Güte Gottes zur Buße, Röm. 2, 4. Alle diejenigen, die durch den Geist Gottes geführt werden, sind Söhne Gottes, Röm. 8, 14. Wer vom Geist Gottes geführt wird, steht nicht mehr unter dem Gesetz, Gal. 5, 18. Niemand ist hier über seinem Meister, der im Geiste in die Wüste geführt wurde, Luk. 4, 1, der vom Teufel nach Jerusalem auf die Jinne des Tempels geführt wurde, Luk. 4, 9, der als der allein gehorsame Sohn viele Söhne zur Zerrlichkeit geführt hat, da er der Führer von deren Heil war, Hebr. 2, 10. Es soll nicht sein, daß Christenmenschen zu den stummen Götzen geführt werden, sich zu diesen führen lassen, 1. Kor. 12, 2. Wenn Jesus Christus den Seinen vorangeht, so wird im griechischen Text ein mit ἄγειν gebildetes Compositum, nämlich προάγειν, gebraucht: Jesus ging seinen Jüngern voran, und sie entsetzten sich; diejenigen aber, die nachfolgten, fürchteten sich, Mark. 10, 32. Über solche Leidensnachfolge dem Führer Jesus gegenüber geht hinaus die Auferstehungsnachfolge: ich werde euch nach Galiläa vorangehen, Mark. 14, 28 (= Matth. 26, 32; vgl. Mark. 16, 7 = Matth. 28, 7). Was

von der Todes- und Auferstehungsnachfolge gilt, das gilt dann auch von den apostolischen Prophetenworten, die führend vorangehen (1. Tim. 1, 18), oder von dem Gesetz, das führend vorangeht (Hebr. 7, 18). Der Christenmensch dagegen soll kein *προάγων* sein, nicht führend vorangehen. Von der Bibel her gesehen, ist es eine fragwürdige Rede, von „kirchlichem Fortschritt“ zu sprechen¹⁾. Alles kommt darauf an, daß Jesus und die in ihm geschenkten Heilsgüter führend vorangehen, daß Jesus nicht an uns vorübergeht, wofür wiederum ein mit *ἄγειν* gebildetes Compositum, nämlich *παράγειν*, verwendet wird: „Und als er vorüberging“, lautet ein betonter Perikopenanfang Mark. 1, 16; 2, 14; Joh. 9, 1. Gegenteilig prägnant ist's, wenn Jesus Christus die Seinen Gott zuführt, an Gott heranführt, 1. Petr. 3, 18, wo wiederum ein mit *ἄγειν* gebildetes Compositum, nämlich *προσάγειν*, vorliegt. Dieser aus der Hofzeremoniellsprache stammende Ausdruck, mit dem sich die Vorstellung vom Opfern verbindet, läßt an den Ver söhnungstod des Christus denken, der als der rechte Hofzeremonienmeister die Seinen zum König aller Könige führt. Sicherlich ist es nicht von ungefähr, daß in der altchristlichen Christologie der entsprechende Würdetitel des *προσαγωγέως* zu finden ist. Damit erledigt sich die in der Exegese viel verhandelte Frage, ob das Verbalsubstantivum *προσαγωγή* transitiv oder intransitiv zu verstehen ist: wenn Röm. 5, 2; Eph. 2, 18; 3, 12 dieses Wort bezogen ist auf die Gnade, in welcher der Christenmensch steht, oder auf den Vater, dem der Christenmensch zugeführt wird, und sich mit der frohen Zuversicht in der Glaubensüberzeugung verbindet, so mag man, was den Wortgebrauch anbelangt, schwanken, ob es sich transitiv um die Zuführung oder intransitiv um den Zugang handelt. Sachlich, d. h. biblisch-theologisch hat aber dieser Exegetenstreit kein Gewicht; denn sachlich ist es kein Unterschied, darf es kein Unterschied sein, ob der Christenmensch selbst zur Gnade, zum Vater hinzugeht oder hinzugeführt wird. Selbst, selbständig geht ja der Christenmensch nicht, sondern er wird geführt durch Christus, der als der Zugang die Tür genannt wird, Joh. 10. Nicht anders ist's bei dem einfachen Verbalsubstantivum *ἀγωγή*, also

1) Vgl. dazu unten S. 24.

„Führung“, welches Wort nur 2. Tim. 3, 10 vorkommt. Auch hier ist die transitive und die intransitive Bedeutung zu verrechnen: die Lebensführung des Christenmenschen ist ja nicht eine Lebensart, eine Lebensweise, über die man verfügt, sondern letztlich und eigentlich ein Geführtwerden,²⁾ genau so wie es heißt: „Nun ihr aber Gott erkannt habt, ja vielmehr von Gott erkannt seid“, Gal. 4, 9.

Mit solchem Gang als der Führung durch den Galaterbrief hängt die sozusagen technische Gestaltung der vorliegenden Auslegungsarbeit zusammen. Aus den einleitenden Sätzen der ersten Betrachtung ergibt sich rein äußerlich die Kürze der Auslegung. Von der Redaktion des „Kirchenfreundes“ war mir im Verein mit zwei anderen Exegeten die Aufgabe gestellt worden, den ganzen Galaterbrief in acht Betrachtungen von ungefähr je drei Druckseiten auszulegen. Ich danke der genannten Redaktion, daß ich die von mir gegebenen drei ersten Auslegungen³⁾ hier noch einmal bringen darf und dazu die Freiheit habe, den übrigen Galaterbrief meinerseits an dieser Stelle weiter auszulegen, wobei ich dann den bei Paulus ja besonders wichtigen Schriftbeweis in vier Stücken und den bei Paulus sicherlich nicht unwichtigen Tatbeweis in drei Stücken vorlege. Abgesehen von dem geschilderten äußeren Anlaß hat es aber nun auch seinen inneren Sinn, einmal in einer solchen knappen Weise einen Gang durch einen paulinischen Brief zu tun, sich von Paulus einmal schnell durch einen seiner wichtigsten Briefe führen, sozusagen hindurchreißen zu lassen, wobei der nachfolgende Exeget nun seinerseits auf seinem Gang seine Leser zu führen unternimmt. Sicherlich verdient es gerade der Galaterbrief, sehr genau, sehr ausführlich ausgelegt zu werden. Für den bestellten Exegeten als den Mann vom Bau ist's einigermaßen schwer, so kurz die Auslegung zu gestalten, wie es hier geschieht. Zum mindesten möchte er das Ganze durch gelehrte Anmerkungen unterkellern. Und gerne möchte er sich mit an-

²⁾ Vgl. die Einzelnachweise meines Artikels ἀγωγή, παράγω, προδγω, προσάγω, προσαγωγή im „Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament“, wo ich nicht wie hier auch das Simplex ἄγω behandelt habe.

³⁾ „Der Kirchenfreund“ (Hauptredaktor: Pfr. B. Pfister, Bern; Mitredaktoren: Pfr. D. O. E. Straßer, Bern; Pfr. A. Lindenmeyer, Zürich) 1942 Nr. 9, 11 und 12 (1. Mai, 1. Juni und 15. Juni).

deren Exegeten auseinandersetzen. Das soll aber alles hier mal nicht sein. Es versteht sich, daß die Auseinandersetzung mit der schier unübersehbaren Literatur über den Galaterbrief stillschweigend vollzogen ist. Dazu versteht es sich, daß um der Hauptsache willen die Nebensachen, wie etwa die Verumständung dieses Briefes, die strittigen Einleitungsfragen (nord- oder südgalatische Hypothese u. ä.), nicht verhandelt sind.

Worin die Hauptsache des Galaterbriefes liegt, darüber ist rein thetisch einiges Wenige und Wichtige auch schon in der ersten Betrachtung am Anfang gesagt. In einem anspruchsvollen Untertitel ist nun hier auf Leben, Lehre, Leitung in der Heiligen Schrift hingewiesen. Ohne Leben, Erleben, Erlebnis, Erfahrung geht es wirklich nicht, so wenig es auch erlaubt ist, den Wandel des Christenmenschen in eine bloße Existentialphilosophie sich verflüchtigen zu lassen. Das Mittel der Erfahrung darf nicht abgelöst werden von seinem Ursprung, der mit der Heiligen Schrift vom Alten zum Neuen Bund gegeben ist. Was wir erfahren, was wir erleben, bezieht sich allein auf die längst geschehenen Taten Gottes, auf seine Großtaten, wie sie Maria in ihrem «Magnificat» gläubig hingenommen hat, Luk. 1, 49, wie sie Juden und Judengenossen zu Pfingsten aus der begeisterten Verkündigung der Apostel gespürt haben, Apgg. 2, 11. Weil das so und nicht anders ist, spielt auch im stürmischen Galaterbrief eine breit angelegte Betrachtung des Alten Testaments als der unumgängliche Schriftbeweis eine so gewichtige Rolle. Doch Erfahrung und Schrift wären eine leere Hülse, wenn nicht das sittliche Handeln als der schlußendliche Tatbeweis hinzukäme. Wahrhaftig ist das nicht so, daß sich aus unserem Tun an sich etwas Wirkliches aufbaute. Wir Menschen bauen niemals das Reich Gottes, das ja ohne unser Zutun kommt und in Jesus Christus, als Jesus Christus schon einmal dagewesen ist, um am Ende der Tage wiederzukommen. Die zusammenfassende Verkündigung Jesu von Nazareth lautet ja nicht: „Tut Buße, damit (durch euer Tun!) das Reich Gottes kommt!“, sondern so: „Tut Buße, weil (ohne euer Zutun!) das Reich Gottes kommt!“ Der sittliche Appell wird in dieser Predigt des Evangeliums als der Botschaft von Gottes Gericht und Gnade nicht verflacht, sondern vertieft. Eine unausdenkbar große Verantwor-

tung ist auf uns gelegt, wenn wir ohne Unterlaß zu bedenken haben, daß wir's mit dem Reich Gottes zu tun bekommen sollen, daß Jesus Christus — um auf vorhin Gesagtes zurückzukommen — nicht an uns vorübergehen darf. Die apostolische, vorab die paulinische Verkündigung hat diesen wesentlichen Zusammenhang dadurch festgehalten, daß sie unermüdlich auf unsere guten Taten als die Antwort auf die Großtaten Gottes, als die Frucht des Heiligen Geistes hinweist.

Leben, Lehre, Leitung sind bei uns Menschen normalerweise, natürlicherweise getrennt. Dieses Normale, Natürliche ist aber nichts anderes als eine Auswirkung unserer Unvollkommenheit, unserer Sünde seit Adams Fall. Es erscheint uns als eine Selbstverständlichkeit, daß man vor allem Leben und Lehre auseinanderhält, weil Praxis und Theorie zweierlei seien. Man schreit, ja, man überschreit sich nach der angeblich allein lebendigen, blühenden Praxis und mißachtet die angeblich tote, graue Theorie.

Auch im Judentum der Zeitenwende und von da an bis heute wird da ein Unterschied insofern gemacht, als man die Saggada und die Halacha auseinanderhält, dabei aber nun nicht den tönenden, mistönenden Schrei nach der Praxis ausstößt, vielmehr im Gegenteil die lehrhafte Halacha, aus der der Talmud erwachsen ist — Talmud heißt Lehre! — höher einschätzt als die erzählende, erbauliche Saggada, die übrigens ihrerseits stark lehrhaft sein kann. Im Alten Testament gibt's diese ganze Unterscheidung und Scheidung nicht: Gesetz, Propheten und Schriften bilden den hebräischen Kanon, wobei auch Gesetz und Propheten oder gar allein das Gesetz für das Ganze stehen kann.

Wie steht es im Neuen Testament? Nicht wesentlich ist hier die beliebte Einteilung in Geschichtsbücher, Lehrbücher und das prophetische Buch, die der ebenfalls nicht wesentlichen Einteilung des griechischen, lateinischen usw. Alten Testaments in Geschichtsbücher, Lehrbücher und prophetische Bücher nachgebildet ist. Wesentlich ist vielmehr für den neutestamentlichen Kanon die Doppelheit von Evangelium und Apostolos, die genau der Doppelheit von Gesetz und Propheten entspricht, während es dann auch im Neuen Testament mehr am Rande nachapostolische Schriften gibt, die aber über die Stiftung der

Kirche Gottes in Jesus Christus durch seine Apostel mit der Würde des Einmaligen, nicht Wiederholbaren hinaus mit uns eine sozusagen potentielle Gleichzeitigkeit als Gemeindefchriften haben. Solche nachapostolischen Schriften wie etwa der Hebräerbrief und die katholischen Briefe stehen an der Stelle, wo im Alten Testament der Psalter als das Gesangbuch der Synagoge sein besonderes Gewicht hat oder auch das Buch Hiob mit seiner Problematik. Wenn es, um nun wieder an die Trennung von Saggada und Galacha zu erinnern, auch im Bereich dieses Neuen Testaments Unterscheidungen gibt, so ist ein Doppeltes festzuhalten. Erstens: Wenn im Blick auf Leben und Lehre zweierlei vorliegt, so wird hier keineswegs geschieden, sondern das Eine auf das Andere streng bezogen. Zweitens: In Jesus Christus, als Jesus Christus sind Leben und Lehre eine Einheit.

Zum Ersten: Man mag Röm. 12 ff., den sich deutlich abhebenden ethisch-paränetischen Teil des größten Paulusbriefes, als eine Galacha verstehen. Man darf dann aber nicht vergessen, daß diese Galacha ohne die vorausgegangene Saggada Röm. 1 bis 11 überhaupt nicht denkbar ist. Galacha heißt „Weg“, ὁδός, und entspricht damit dem Begriff „Lehre“, διδαχή. Dabei gehen „Lehre“ und „Leitung“ ineinander über; das liegt im Begriff des „Weges“, weshalb das Schweizer Schriftdeutsch eine Vorliebe für das Wort „Wegleitung“ hat. Diese Lehre, sei sie nun Paränese (so Röm. 6, 17; 16, 17) oder christologisches Kerygma (1. Kor. 11, 23; 15, 3), ist einhellig auf das christliche Leben bezogen, weil Paränese und Christologie, man könnte auch sagen: Ethik und Dogmatik, nicht voneinander getrennt werden dürfen. Ohne die Saggada des Wunders der Auferstehung Jesu Christi gibt es keine Galacha mit Tugend- und Lasterkatalogen und Haustafeln. Wenn 2. Joh. 10 f. die harte Forderung gestellt wird, die Gemeinde solle einem christologischen Irrlehrer den Gruß verweigern, weil er die falsche Lehre von einem bloßen Scheinleib Christi vertrete, so wird ausdrücklich hinzugefügt, ein Festhalten an der Gemeinschaft mit einem solchen doketischen Irrlehrer bedeute ein Sichgemeinmachen mit seinen „bösen Werken“. Von hier aus erfährt die Frage, ob im ersten Johannesbrief der Kampf gegen zwei Ketzergruppen oder gegen nur eine geführt werde, ihre Lösung dahin, daß der Doketismus und der Libertinismus einen und

denselben Irrtum betreffen, einen theoretischen und einen praktischen. Die aus einem metaphysischen Dualismus sich ableitende Verachtung der Leiblichkeit bezieht sich auf die Leiblichkeit Christi, die vom Doketismus, und die Leiblichkeit des Christenmenschen, die vom Libertinismus nicht ernst genommen wird. Es geht nicht darum, daß isoliert eine falsche theoretische Lehre vorgetragen wird, sondern darum, daß diese Theorie einen ethisch abwegigen Ausgangspunkt und eine ethisch abwegige Folgerung hat.

Dieser eigentümlichen Wechselbeziehung zwischen Leben und Lehre entspricht es, daß Begeisterung und Nüchternheit nicht nacheinander in Erscheinung treten, als wenn trunkene Heilige aus ihrer Begeisterung zur Nüchternheit zurückzurufen wären, sondern als ein Ineinander gelebt und gelehrt werden. Der Enthusiasmus, aus dem heraus Paulus ruft: „Lösch den Geist nicht aus!“, 1. Thess. 5, 19, ist ja nicht seine eigene Begeisterung, sondern die Ausstattung mit dem Heiligen Geist und schließt deshalb den Ruf in sich ein, der kurz vorher in demselben Zusammenhang von allerlei Mahnungen zu lesen ist: „Wir wollen nüchtern sein“, 1. Thess. 5, 8, und die weitere Wegleitung kurz davor: „Wir wollen wachen und nüchtern sein“, 1. Thess. 5, 6. Von solcher Nüchternheit, Wachsamkeit und Besonnenheit spricht der Apostel auch sonst: „Man soll den Sinn nicht höher richten, als zu sinnen sich geziemt, sondern soll darauf sinnen, besonnen zu sein“, Röm. 12, 3. Genau hierher gehören auch die gehäuften Stellen der Pastoralbriefe über das „gesunde Wort“ (*λόγος ὑγιής*), Tit. 2, 8, die „gesunden Worte“ (*λόγοι ὑγιαίνοντες*), 2. Tim. 1, 13, die „gesunde Lehre“ (*διδασκαλία ὑγιαίνουσα*), 1. Tim. 1, 10; 2. Tim. 4, 3; Tit. 1, 9; 2, 1, das „Gesundsein im Glauben“ (*ὑγιαίνειν τῇ πίστει*), Tit. 1, 13; 2, 2. Nur, immer von der Lehre zu sprechen, birgt ja wohl in sich die Gefahr der dünnen Doktrin. Nun, es wird in der Bibel genug betont, daß die Lehre Christi eine lebendige Verkündigung, ein Heroldsruf, ein Kerygma, eine Frohbotschaft, ein Evangelium ist. Nur, immer von Verkündigung und Frohbotschaft zu sprechen, birgt die Gefahr in sich, daß menschlicher Enthusiasmus an die Stelle des Heiligen Geistes Gottes tritt. Nun, demgegenüber wird genug betont, daß es eben doch um eine Lehre geht.

Seine restlose Abklärung findet das alles aber nur christologisch. Daher zum Zweiten: In Jesus Christus, als Jesus Christus sind Leben und Lehre eine Einheit. Dieser oben mitgeteilte Satz sei ausdrücklich wiederholt. Im Gegensatz zum Propheten Johannes dem Täufer war der Prophet Jesus Christus Wundertäter und Lehrer zugleich. Sein ganzes Messiassein ist ein Aufeinanderbezogensein von Tat und Wort, wie es das bei keinem jüdischen Wundertäter einerseits und bei keinem jüdischen Lehrer andererseits in solcher unauflöselichen Verbindung gegeben hat. Dieser Wundertäter, von dem eine konkrete Kraft (*δύναμις*) ausging, der mit Vollmacht (*ἐξουσία*) handelte, war zugleich Rabbi, Lehrer (*διδάσκαλος*). Im vierten Evangelium wollen die geschehenen Wundertaten verdeutlichen, daß der, der sie getan hat, das Leben (*ζωή*) ist, das er gespendet hat. Zum Leben aber tritt ohne weiteres die Lehre: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (*ἐγὼ εἰμι ἡ ὁδὸς καὶ ἡ ἀλήθεια καὶ ἡ ζωή*), Joh. 14, 6. Auf die Reihenfolge dieser ineinanderliegenden Seinsweisen Jesu Christi kommt es dabei nicht an, darf es nicht ankommen. Was von solchem komplexen Sein des Christus Jesus gilt, das gilt auch von seinen Aposteln als den ausgezeichneten Zeugen seiner Auferstehung. Die Urapostel haben gepredigt und geheilt. Der Apostel Paulus, der fleißige Brieffschreiber, der kundige Lehrer, der gelehrte Theologe, beruft sich in einer ihm aufgezwungenen Selbstverteidigung nicht auf sein schlagkräftiges Wort, sondern auf „die Zeichen des Apostels“ (*τὰ σημεῖα τοῦ ἀποστόλου*), 2. Kor. 12, 12. Neben dem Wort Gottes, das durch Menschenworte zerredet zu werden droht, so daß es nicht mehr „wirksames Wort“ (*verbum efficax*) ist, hat die christliche Kirche das Sakrament als Zeichen, d. h. als die Fortsetzung der Wundertaten Jesu als der Zeichen des Reiches Gottes und damit auch als die Fortsetzung der Krafttaten der Apostel als der Zeichen des Apostels. Weil dieser einmalige Stiftungsvorgang ein für alle Male feststeht, mögen da und dort Heilungen, Bewahrungen, Führungen bei einzelnen Christenmenschen, die solcher Gnadengaben gewürdigt werden, göttliche Kraft haben.

Gottes Tat geschah und geschieht in Jesus Christus durch seine Apostel in der Kirche; Gottes Wort wird gelehrt; durch Gottes Tat und Wort wird die Kirche geleitet. Es leidet keinen

Zweifel, daß die neutestamentlichen Aussagen über die Kirchenleitung mehrdeutig, vielgestaltig, ja geradezu verworren sind. Es ist ein völlig vergebliches Unterfangen, etwa die Zahl der Ämter von der Bibel aus festzulegen und ein Amt gegen das andere klar abzugrenzen. Der schwebende Zustand der neutestamentlichen Theorie und Praxis darf aber nicht dahin verstanden werden, daß wir hier leider keine klaren Quellen mehr zur Verfügung hätten, während dennoch in der Kirche des Neuen Testaments die Abgrenzung der einzelnen Ämter in ihrer Zählung und Verinhaltlichung klar gewesen wäre. Vielmehr ist die Ungeklärtheit des Sprachgebrauches nicht etwa das Zeichen einer so oder so hinzunehmenden sachlichen Ungeklärtheit, die wir dann im Sinne einer klaren und scharfen Trennung zwischen Poimenik (Seelsorge), Keryktik (Verkündigung), Didaktik (Unterweisung), Kybernetik (Leitung) usw. von uns aus zu klären hätten, sondern das notwendige Zeichen dafür, daß von dem allein hier maßgebenden Christus als dem immer vorhandenen logischen Subjekt mannigfache Attribute und Prädikate in reicher Fülle ausgesagt werden können und müssen. Ein kompliziert erscheinender biblischer Befund ist in Wirklichkeit komplex. Jesus Christus als der Herr lebt, lehrt, leitet zugleich. Bei ihm, in ihm gibt es keine Trennung zwischen Leben und Lehre, wie wir festgestellt haben, aber auch keine Trennung zwischen Lehre und Leitung, wie nun auch deutlich geworden sein dürfte. Das Prediger-Lehrer-Amt Christi ist identisch mit dem Hirten-Leiter-Amt Christi. Er ist der Hirte oder auch der „Erzhirte“ (*ἀρχιποιμήν*), 1. Petr. 5, 4; er ist der „Hirte und Bischof eurer Seelen“ (*ποιμήν καὶ ἐπίσκοπος τῶν ψυχῶν ὑμῶν*), 1. Petr. 2, 25. Das Verbum „weiden“ (*ποιμαίνειν*) zielt nicht ab auf das Leiten im Sinne von Herrschen, sondern von Nähren und Pflegen. Dasselbe gilt für den „Bischof“, der ein Aufseher und Betreuer ist. Eine von hier aus zu verstehende Kirchenleitung ist zugleich Kirchenpflege und Kirchenzucht und betrifft das Christenleben in seinen mannigfaltigen Verästelungen in Lehre und Leben. Was bei uns Menschen, die wir nicht die Fülle der Funktionen zugleich bewältigen können, getrennt ist, was uns bald so, bald so als eine Gnadengabe, als ein Charisma, verliehen ist, das alles ist in Christus, als Christus Eins.

Nach alledem versteht es sich von selbst, daß es auf die Reihenfolge Leben, Lehre, Leitung nicht ankommt. Das hier noch einmal zu nennende Wort Joh. 14, 6 „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ enthält, wenn ὁδός und ἀλήθεια nicht geradezu tautologisch gebraucht werden, alle drei Seinsweisen in der Reihenfolge Leitung, Lehre, Leben, was die Vulgata, ebenfalls alliterierend, so ausdrückt: «Ego sum via et veritas et vita». Es handelt sich ja um ein Ineinander, um konzentrische Kreise mit demselben Zentrum. Im Galaterbrief sind diese drei Kreise im ganzen nacheinander behandelt. Immerhin darf nicht unbeachtet bleiben, daß mitten in dem lehrhaften Teil des Schriftbeweises viel von der Erfahrung des Christenmenschen gesprochen ist. Wie sollte das auch anders sein, wenn unsere gegenwärtige Erfahrung dieselbe ist wie die des gläubigen Abraham, der unser Typus (τύπος) ist? Und im ethisch-paränetischen Schlußteil, in dem uns Paulus die Leitung seiner Gemeinden verdeutlicht, ist wiederum der soteriologischen Erfahrung des Christenmenschen und der christologischen Lehre manches Wort gewidmet. Ja, wie sollte es anders sein?

Der Galaterbrief ist mit seiner so zu verstehenden Einteilung nicht vereinzelt im Neuen Testament. Im Römerbrief ist dieselbe Einteilung, die Markierung derselben Hauptpunkte einer christlichen Predigt und Unterweisung anders eingerichtet. In den Reden der Apostelgeschichte wechselt die Anordnung. Der Jakobusbrief scheint nur Paränese zu enthalten; doch auch dort spielt der lehrhafte Schriftbeweis eine bedeutsame Rolle. Beim Hebräerbrief hat man von jeher geschwankt, ob sein Akumen die aus dem Alten Testament entwickelte Christologie oder die immer wieder auftauchende Paränese sei. Die Frage ist falsch gestellt. Es ist hier nun völlig ineinander verwoben, was im Galaterbrief im ganzen nacheinander behandelt ist.

Eine biblische Schrift, die zu erklären ist, darf und muß also als pars pro toto begriffen werden. Deshalb bedeutet ein Gang durch den Galaterbrief eine Erörterung von Leben, Lehre, Leitung in der Heiligen Schrift.

Einteilung und Inhalt.

I.

- I, 1—3, 5: Das Leben: Der Erfahrungsbeweis.
1. 1, 1—2, 10: Das Leben des Apostels einst und jetzt . . . 14
2. 2, 11—21: Der Apostelstreit 19
3. 3, 1—5: Das Leben des Christen einst und jetzt . . . 24

II.

- 3, 6—4, 31: Die Lehre: Der Schriftbeweis.
4. 3, 6—14: Der gläubige Abraham 29
5. 3, 15—29: Das Gesetz als „Pädagoge“ auf Christus . . . 40
6. 4, 1—20: Die Christen als Kinder und Erben . . . 50
7. 4, 21—31: Die unfreie Sagar und die freie Sara . . . 61

III.

- 5, 1—6, 18: Die Leitung: Der Tatbeweis.
8. 5, 1—15: Das Stehen in der Freiheit 72
9. 5, 16—24: Die Frucht des Geistes 82
10. 5, 25—6, 18: Das Gesetz Christi 92

I, 1—2, 10: Das Leben des Apostels einst und jetzt.

Um der Aufforderung nachzukommen, einen ersten Teil des Galaterbriefes in drei Betrachtungen auszulegen, während zwei andere Verfasser mit fünf fortsetzenden Betrachtungen mir folgen sollen⁴⁾, habe ich zunächst wieder einmal diesen ganzen paulinischen Brief ohne Pause gelesen, wobei sich mir folgende Einteilung aufgedrängt hat: 1) 1, 1—3, 5: Laßt euch leiten durch das Leben des Apostels einst und jetzt in Verbindung mit eurem Leben! Dieser Erfahrungsbeweis ist das Mittel. 2) 3,6—4, 31: Laßt euch tränken aus dem Quell der Heiligen Schrift vom Alten zum Neuen Bund! Dieser Schriftbeweis ist der Ursprung. 3) 5, 1—6, 18: Laßt euch befestigen zu den Werken des Geistes! Dieser Tatbeweis ist das Ziel.

Solche Kunst der Einteilung ist nicht die Künstelei eines Schönredners, sondern das Können eines Wahrheitszeugen. Dieser Zeuge ist gebunden an das Evangelium, das als die Frohbotschaft von Gottes Gericht und Gnade in Jesus Christus immer zugleich auf Erfahrung, Schriftzeugnis und Mahnung abzielt. In dieser Entfaltung von Richtung und Kraft eignet die Frohbotschaft auch den anderen Paulusbriefen, den katholischen Briefen, dem Hebräerbrief, den Sendschreiben der Johannes-Offenbarung, den Reden in der Apostelgeschichte. Es handelt sich dabei nicht um drei zu addierende Summanden, die dann eine Summe ergeben würden, sondern um drei konzentrische Kreise, die ein und dasselbe Zentrum haben: das Wort und die Tat Gottes in Jesus Christus, den personhaften Logos und das zeichenhafte Wunder, immer neu in Predigt und Sakrament sich schenkend.

Von hier aus ergibt sich der Sinn der verhältnismäßig ausführlichen Mitteilungen des Apostels über sein Leben, seinen Wandel (1, 13) einst und jetzt. In einer ihm aufgezwungenen

⁴⁾ Vgl. dazu oben Seite 5.

Selbstverteidigung muß Paulus die Sache des Evangeliums untermauern: „Denn ich mache euch, ihr Brüder, bekannt, daß das Evangelium, das von mir gepredigt wurde, nicht von menschlicher Art ist“ (1, 11). Die Gegner, die in den von Paulus gegründeten Gemeinden ihr Wesen treiben, sind nicht Atheisten, sie bekämpfen nicht etwa die Christusbotschaft, sie wollen diese vielmehr ergänzen. Aber solche Ergänzung läuft auf Verdrehung, Verkehrung, Verfälschung hinaus. Angeblich ist's Gottesdienst, in Wirklichkeit ist's Menschendienst.

Wir blicken hinein in die bemühenden, ach so menschlichen Auseinandersetzungen innerhalb der Urkirche. Man sollte meinen, daß dort die göttliche Reinheit des Evangeliums gegen alle menschliche Verderbnis gesichert gewesen sei. Sie war es nicht! Warum nicht? Man trieb Menschenverehrung, Menschenvergötterung, Menschenvergötzung. Man meinte, daß die Urapostel, ein Petrus, ein Johannes, aber auch der leibliche Herrnbruder Jakobus dem erst später bekehrten Paulus vorzuziehen seien. Paulus wird nicht müde, dagegen Sturm zu laufen. Das ist der rote Faden seines Tätigkeitsberichtes: „Apostel, nicht von Menschen her, auch nicht durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus und Gott den Vater...“ (1, 1). „Überrede ich denn jetzt Menschen oder Gott? Oder suche ich Menschen zu gefallen? Wenn ich noch Menschen gefiele, so wäre ich nicht Christi Sklave“ (1, 10). „... denn nicht auch habe ich es (d. h. das Evangelium) von einem Menschen empfangen noch auch wurde ich darin belehrt, sondern durch eine Offenbarung Jesu Christi“ (1, 12).

Um diese Tatsache zu erhärten, beschreibt Paulus eindringlich seine Entwicklung vom Christusfeind her zum Christusfreund hin. Wir vernehmen die leidenschaftlichen und beschwörenden Ausrufe des Apostels als eines von Gott selbst in Jesus Christus berufenen Mannes. Wir lesen die hämmernden Darlegungen eines Theologen als eines von Gott gelehrten Mannes. Was tat er nach seiner Bekehrung, nach seiner Wende in der Stunde bei Damaskus? Er wendete sich damals nicht an Menschen, wie es nahegelegen hätte, wenn der Apostel unsicher oder auch eitel gewesen wäre. Gott, der ihn aus seinem stolzen Judentum (Judaismus, 1, 13 f.) herausgerissen hatte, tat in seiner Vorsehung weiter sein Werk an seinem Apostel (1,

15). „Da sofort ging ich nicht mit Fleisch und Blut zu Kate, zog auch nicht nach Jerusalem hinauf zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern zog fort nach Arabien“ (1, 16 f.). Vielleicht (wenn mit Arabien auf die Wüstenzone hingewiesen sein soll, was geographisch nicht sicher ist) will der Apostel damit andeuten, daß er nach seiner großen Stunde nicht die Betriebsamkeit, sondern die Einsamkeit gesucht habe. Als dann nach drei Jahren und später nach vierzehn Jahren im Bereich der bei alledem gemeinsamen Missionsarbeit aller Apostel als der Auferstehungszeugen ein Treffen des Paulus mit den andern in Jerusalem nötig wurde, da beschränkte sich der neue Apostel aufs Nötigste im persönlichen Verkehr von Mensch zu Mensch und ließ sich im Kampf für die Sache des Evangeliums von Menschen nicht imponieren: „Was aber die anlangt, von denen es heißt, sie hätten eine gewisse Geltung — was für Leute sie einmal waren, daran liegt mir nichts; Gott sieht die Person des Menschen nicht an . . .“ (2, 6) — so spricht Paulus mit nicht verkennbarer Ironie.

Ist solche geradezu übermenschliche Ausschaltung des Menschlichen nicht un menschlich? Ist solche Menschenbehandlung, wie wir sie hier bei Paulus finden — wir waren soeben auf seine Ironie gestoßen —, nicht eigenwilliger Trotz? Schallt uns nicht der männlich sich gebende Ruf entgegen: „Selbst ist der Mann!“? Und wird diese Haltung nicht auch noch mit Gott in Verbindung gebracht, wenn es weiter heißt: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“? Wer wollte hier das Körnchen Wahrheit verkennen, das Geltung hat gegen alle schlaffen und schlappen Menschen? Aber, wie es oft mit der Sprichwortwahrheit und -weisheit geht, im besten Fall sind wir auf eine Halbwahrheit, eine Teilwahrheit gestoßen. Achten wir doch lieber, anstatt mit unseren Erwägungen hin und her fortzufahren, auf den Apostel selbst, wie er sich unmittelbar nach seiner Damaskusstunde und auch sonst zu seinen Mitmenschen verhalten hat! So wenig er sich in der Ausführung seines apostolischen Auftrages an Menschen gehängt hat, so sehr hat er das nun doch in seiner menschlichen Hilfslosigkeit getan. Dem Bericht der Apostelgeschichte im 9. Kapitel entnehmen wir, daß er sich die Hilfe des Mitmenschen und Mitchristen Ananias hat gefallen lassen. Die gegenseitige Fürbitte verbindet den Apostel und seine

Gemeinden. Solche Fürbitte hält die ältesten Christengemeinden in der weiten Welt als den Leib Christi fester zusammen als eine so oder so beschaffene Organisation. Da hat wahrhaftig keine individuelle und keine kollektive Ichbetonung Raum. Da steht kein Mensch auf mit dem Ruf: Ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen, Ich helfe euch, Ich mache euch frei! Nein, der Leib Christi fühlt sich in seiner Lebensgemeinschaft eng verbunden als eine Leidensgemeinschaft. Mitten in den Mahnungen des 12. Kapitels des Römerbriefes (Vers 16) richtet der Apostel einen von Dynamikern aller Zeiten verachteten Wegweiser auf: „Richtet euren Sinn nicht auf die hohen Dinge, sondern laßt euch durch die niedrigen Dinge mitziehen“ (vielleicht auch so zu übersetzen: „laßt euch durch die niedrigen Leute mitziehen“)!

Was der Apostel durch sein Leben, durch seine Lehre und durch seine Leitung bekämpft, ist füglich nicht diese wahre Menschlichkeit. Wie sein einziger Meister bezieht er Gottesdienst und Nächstendienst aufeinander. Was er bekämpft, ist die wiederum zu nennende Menschenvergötzung, deren Gottwidrigkeit es zu entfalten gilt. Offenkundig hatten die in den galatischen Gemeinden wühlenden judaistischen Agitatoren es vor allem darauf abgesehen, personhafte Verbindungen einer Anhängerschar nicht mit ihnen selbst, sondern mit den weit entfernten Männern in Jerusalem und so faktisch doch mit ihnen selbst herzustellen. Das ist die Sünde des Missionars, des Predigers, des Redners, des Führers, der eine Anhängerschaft, eine Partei, eine Gefolgschaft hinter sich haben will. Und das ist zugleich die Sünde auch der Hörer, der Geführten, daß sie solche Gefolgschaft eines Menschen sein wollen. In gefährlichster Wechselwirkung geht es hin und her: die Geführten werden verdorben durch die Führer, und die Führer werden verdorben durch die Geführten! Im evangelischen Bericht ist diese Meister-Jünger-Zaltung grell genug an zeichenhaften Beispielen aufgezeigt: die Zebedäusöhne, die Donneröhne, die „Säulen“ der Urkirche, hatten zu Lebzeiten des Christus auf Erden versucht, aus ihrer Christusgefolgschaft Kapital zu schlagen (siehe Mark. 10, 35 ff. u. Parall.); der Apostelfürst Petrus hatte damals auf Jesu Christi erste Leidensverkündung hin die Christusgefolgschaft vom Leiden und Sterben ablösen wollen, wäh-

rend der Herr in solchem gut gemeinten Zuspruch nichts anderes sah als getarnte Teufelei: „Hinweg von mir, Satan!“ (siehe Mark. 8, 31 ff. u. Parall.).

Mancherlei hat uns der Apostel in den besprochenen stürmischen Ausführungen über sein Leben einst und jetzt erzählt. Der Historiker und Biograph des Paulus — und jeder Bibel- und Kirchenfreund ist auch das! — ist sehr dankbar für diese Quelle, die die Würde des Selbstzeugnisses eines Großen unter den Menschen hat. Aber um der Biographie willen ist das alles nicht geschrieben. Nur noch am Schluß des zweiten Korintherbriefes, wo es auch um eine ihm aufgezwungene Selbstverteidigung ging, ist Paulus ähnlich gesprächig über sich selbst gewesen, um sich dann aber voller Schrecken selbst auf den Mund zu schlagen: „Ich rede in Torheit“ (2. Kor. 11, 21; vgl. 11, 1. 17; 12, 11).

Warum aber stellt dann dieser Apostel seinen Mitapostel Petrus, wie weiter Gal. 2, 11—21 zu lesen und von uns das nächste Mal zu betrachten ist, so unerbittlich an den Pranger? Was hat dieser scharfe Apostelstreit mit der Christusgefolgschaft zu tun?

2, 11—21: Der Apostelstreit.

Das ist ein bemühender Vorfall. Wir nehmen es hin, daß es schon und gerade in der Urkirche einen scharfen Kampf gegen Ketzer, die in Lehre und Leben irrten, gegeben hat. Wie sollten wir uns aber damit abfinden, daß ein Apostel mit einem Mitapostel so bitter ins Gericht gegangen ist und zudem auch noch der große Seidenapostel Paulus mit dem ersten Jünger und Auferstehungszeugen Petrus? Es ist schon begreiflich, daß sehr früh in der Alten Kirche allerlei Abschwächungsversuche gemacht worden sind, über die Franz Overbeck im Rektoratsprogramm der Universität Basel 1877 unter dem Titel „Über die Auffassung des Streits des Paulus mit Petrus in Antiochien (Gal. 2, 11 ff.) bei den Kirchenvätern“ ausführlich auf über siebenzig Großseiten gehandelt hat. Diese patristischen Erklärungsversuche haben dann zu einem weiteren Streit geführt, der insbesondere zwischen Hieronymus, der an ein Scheingefecht dachte (2, 11): *κατὰ πρόσωπον* = in faciem = ins Gesicht wurde als *secundum faciem* = zum Schein verstanden) und Augustinus, der das Unrecht des Petrus nicht verkannte, hin und her ging. Im Mittelalter hielt man die Sünde des Petrus, soweit man sie überhaupt zugab, für eine läßliche. Ganz anders Luther, über dessen Stellungnahme Karl Holl, Berlin, einen ebenso knappen wie inhaltreichen Aufsatz 1920 unter dem bezeichnenden Titel „Der Streit zwischen Petrus und Paulus zu Antiochien in seiner Bedeutung für Luthers innere Entwicklung“ herausbrachte. Nach Luther hat sich damals Petrus des Unglaubens schuldig gemacht: „... sanctus Petrus toties lapsus est et semel post acceptum spiritum gravissimo animorum periculo erravit.“ Der Reformator fügt aber einen Vorbehalt hinzu, den er weniger dem strauchelnden Petrus als dem doch immer wieder rettenden Gott schuldig zu sein glaubt: „... an Petrus in hoc peccaverit (ut vocant) mortaliter, viderint alii.“

Zum Unmöglichen im Sachlichen, dessen Auslegung also keinen bloßen Gelehrtenstreit betrifft, kommt das Unmögliche im

Persönlichen. Paulus hält dem Petrus schlankweg Zeuchelei vor, in die er andere mit hineingerissen habe. Dieses persönliche Verhalten des Petrus ist deshalb so bemühend, weil er zuerst das ihm gefallende Neue mitmachte, sich dann dieses Neue ver-leiden ließ und zurücktrebste. Mit ingrimmigem Spott deckt Paulus das auf. Alle Schande sagt er dem Umgefallenen ins Gesicht.

Das nun glauben wir noch am ehesten zu verstehen. Auch wir können von solchen uns empörenden Vorfällen aus unserem Leben erzählen. Da haben uns Mitmenschen so arg enttäuscht, indem sie zuerst mitmachten und unser Vertrauen erwarben, dann aber so taten, als wenn sie gar nicht dabei gewesen wären, und feige alle Spuren verwedelten. Es brauchen keine Beispiele dafür genannt zu werden, wie die Menschen zuerst den Mund ganz voll nehmen und weit aufmachen und dann auf einmal schmal werdende Lippen schließen und sich klein und häßlich benehmen. Wenn wir so etwas an anderen erleben, kommen wir uns vor wie der tapfere Paulus, der den feigen Petrus ausgescholten hat.

Doch seien wir vorsichtig! Wir wollen nicht den Splitter im Auge des Nächsten suchen und den Balken im eigenen Auge übersehen. Wir wollen nicht richten, auf daß wir nicht gerichtet werden. Wir müssen, wenn wir diesen Bericht über den Apostelstreit lesen, uns dort selbst wie in einem untrüglichen Spiegel betrachten. Unser eigenes Leben ist immer wieder ein solches bloßes Anlaufen ohne wirkliches Durchhalten. Wir zünden ein Strohfeuer an mit plötzlicher aufleuchtender Hitze und bringen keine dauernd leuchtende und wärmende Flamme zu-stande. Das alles ist so beschämend für uns wie das Verhalten des Petrus mit dem nachfolgenden Apostelstreit.

Bei alledem liegt in dieser verklungenen Geschichte, die für uns nicht verklungen sein darf, ein rechter Trost für uns. Wieso? Sogar in der schöpferischen und vorbildlichen Urzeit unseres Glaubens, unserer Kirche, hat es menschliche Unzulänglich-keit und Schwachheit gegeben. Und sogar ein Petrus ist gestrauchelt. Wir kennen ja noch andere ganz ähnliche Geschichten von ihm. Wie oft hat dieser Brausekopf versagt! Wohl will er sich zum Messias Jesus bekennen; aber er will dem Herrn doch ins Leidensgeheimnis hineinschwätzen. Wohl ist er

beim Verklärungsvorgang bei der Sache wie ein rechter Bekenner; aber er redet dann doch ungereimtes Zeug. Wohl ist er in der Leidensgeschichte seines Herrn mutiger als die anderen; aber er gerade verleugnet dann diesen seinen Herrn. Wohl sprengt er auf dem Missionsfeld im Verkehr zwischen Juden- und Heidenchristen menschliche Vorurteile; aber er gerade kommt dann doch zu Fall.

Wieso sollte das für uns tröstlich sein? Wir beobachten Menschliches, allzu Menschliches auch an bekannten, berühmten, großen Menschen. Und so etwas hilft unserer eigenen Schwachheit auf. Ein solcher Trost hat aber zwei Seiten, eine böse und eine gute. Über die böse Seite ist nicht viel zu sagen: Schadenfreude, mit der sich die kleinen Menschen an den großen reiben, wäre nur ein Deckmantel, ein Freibrief für unsere eigene Unvollkommenheit. Etwas Gutes, Fruchtbares, Zeilsames schaut erst dann heraus, wenn uns die Geschichte vom tadelnswerten Fall des Petrus dazu verhilft, einen wirklichen, tiefen Blick zu tun in die persönliche Schwachheit aller Menschen und dennoch der Kraft der Sache, um die sich die Menschen mühen, zu vertrauen. Sicherlich gibt es Sachen, die unnütz, faul sind, wenn ihre Träger, die menschlichen Personen, versagen. Die großen, entscheidenden Sachen stehen und fallen aber nicht mit ihren Trägern. Der Sinn der Erziehung schwindet nicht dahin, auch wenn die Erzieher versagen. Die menschliche Gemeinschaft, wie sie sich in der antiochenischen Gemeinde zusammensand über alle menschlichen Schranken hinaus, verliert nicht ihren Sinn, auch wenn Störenfriede ihr Unwesen treiben. Doch es geht ja gar nicht um solche menschliche Gemeinschaft als eine menschliche Sache, sondern vielmehr um den Leib Christi als die Sache Gottes, das Volk Gottes, die Kirche. Längst vor unserer persönlichen Entscheidung hat Gott selbst entschieden. Damit sind wir unserer Vergangenheit abgestorben. Zu dieser Vergangenheit gehört das Gesetz als menschliche Satzung, die wir von uns aus zu erfüllen wähten. Soweit wir leben, leben wir Gott als solche, die mit seinem Sohn gekreuzigt sind. Soweit wir leben, leben wir nicht als die alten wir, sondern Christus lebt in uns. Wenn wir hier zu Ägyptens Fleischtöpfen zurück wollen, so verschandeln wir Gottes Werk an uns, d. h. wir werfen seine Gnade weg, indem wir die Selbstsetzung versuchen,

die uns Gott zu unserem Zeil zerschlagen hat. Dann kommt der kindliche, ja kindische Überwitz heraus, den Paulus sehr schlicht, aber nun auch in dem Zusammenhang seiner Rede gegen Petrus und an die Gemeinde sehr komplex geißelt: „Wenn ich aber das, was ich aufgelöst habe, wiederum baue, so mache ich mich selbst zu einem Übertreter.“

Weil das alles, weil so unsagbar viel auf dem Spiele steht, weil der Mensch die ihm abgeforderte Entscheidung dahin verstehen soll, daß er auf Gottes Entscheidung zu antworten, ihr zu gehorchen hat — dieses antwortende Gehorchen wird in der Bibel als der Glaube bezeichnet —, ist der Apostel Paulus über seine menschliche Bitternis hinaus, von der er sicherlich nicht frei gewesen ist, so ungemein sachlich als Beauftragter Gottes, als Apostel Jesu Christi. Diese Sachlichkeit kennt keine Schonung von Personen. Wir spüren, warum in der Bibel so unerbittlich offen, geradezu offenherzig von der Verfehlung eines Apostels, ja eines Apostelfürsten, eines Apostelführers gesprochen wird. Das geschieht nicht deshalb, damit einem Großen etwas am Zeuge geslickt wird. Vielmehr soll klipp und klar gesagt sein, daß Gottes große Sache nicht mal von einem großen Apostel abhängt, wenn dieser auf einmal den Menschen mehr gehorcht als Gott. Hier hat sich derselbe Petrus, der vorher es betätigt hatte, daß man Gott mehr gehorchen soll als den Menschen, auf einmal verirrt. In der Verbindung mit jerusalemischen Judenchristen, die ihn gängelten, indem sie ihn als den Schrittmacher ausriefen, die ihn führten, indem sie ihm als dem Führer zu folgen angaben, hält er auf einmal gegen bessere Belehrung, die hinter ihm liegt, ein besonderes jüdisches Erbe für wichtiger als Gottes große Gnade, aus der heraus die Schranken zwischen Juden- und Heidenchristen in der Tischgemeinschaft, die ja das Herrnmahl in sich schließt, gefallen sind.

Petrus als großes Exempel für uns ist gar klein geworden. Ihm ist zugestoßen, was in einem alten Kirchenlied so ausgedrückt ist: „Unverhofft / Ist schon oft / Über viele Frommen / Die Versuchung kommen.“ Wir dürfen uns nicht selbst vormachen, daß wir gegen die Versuchung gefeit seien. Die Rede, wir seien Helden, macht aus uns keine wirklichen Helden. Das alles soll für uns — bei Gott! — kein Anreiz dazu sein, daß

wir nun auch irren und fallen mögen wie einst Petrus. Blicken wir doch sehend auf ihn! Sörchen wir doch hörend auf ihn! Als er seinen Herrn verleugnet hatte, weinte er bitterlich. Er blieb in Gottes hellem Gnadenschein, weil er das Dunkel der Reue durchkostete. So und nicht anders mögen auch wir irren und fallen.

Paulus als großes Exempel für uns ist im Apostelstreit so überlegen, weil Gott ihm überlegen ist; im voraus ist er, auch er, klein geworden. Seine Unbekümmertheit und Sicherheit ist Geschenk und Gnade jenseits von Überheblichkeit und Selbstsicherheit. Matthias Claudius, der liebenswerte „Wandsbecker Bote“, hat's in seinem „gülden ABC“ in einen schlichten Reim gebracht: „Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut, / Fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut.“

Wie sich solche Christusgefolgschaft für den Christenmenschen im Bereich von Wertgerechtigkeit und Glaubensgerechtigkeit, von Gesetz und Evangelium auswirkt, darum müht sich der Apostel in den folgenden Darlegungen seines Galaterbriefes.

3, 1—5: Das Leben des Christen einst und jetzt.

Nicht nur der große Apostel, sondern auch der kleinste Christenmensch hat eine große Wende erlebt. Diese entscheidende Erfahrung darf nicht durch neue Erfahrungen ausgelöscht werden. Das Einst und das Jetzt müssen sauber auseinandergehalten werden. Wenn das nicht gelingt, so wird aus dem vermeintlichen Fortschritt nur ein Rückschritt wieder zum alten Zustand. Vom Evangelium erfaßt werden — das hat gegen allen Glauben an den sogenannten Fortschritt, wie er in unserer üblichen dinglichen und geistigen Welt seinen Sinn haben mag, eine eigene, eigentümliche Gesetzmäßigkeit, wie sie 2. Joh. 9 umschrieben ist: „Jeder der fortschreitet (das hier stehende griechische Wort *προάγω* heißt wörtlich: einer der führend vorangeht, womit ein Schlagwort der bekämpften Irrelehrer, die Fortschrittsmenschen sein wollen, getroffen ist) und nicht in der Lehre Christi bleibt, der hat Gott nicht.“ Mit dem Wort 1. Kor. 4, 6: „Nicht hinaus über das, was geschrieben steht!“ dürfte eine entsprechende Situation gemeint sein. Und damit stehen wir nun auch vor der galatischen Situation.

Paulus gibt sich alle Mühe, eine schier verfahrenere Situation zu retten. Im Ringen um seine Gemeinden zieht er viele Register. In einem andringlichen Appell läßt er seinen Zorn und seine Ironie spielen. Dabei spürt man seiner Rede es ab, daß er als ein freundlicher und geistig überlegener Vater der ihm anvertrauten Gemeindeglieder von schwerster Sorge geplagt ist. Kein äußerlich zeichnet sich dieser innere Vorgang in formalen und sachlichen Wiederholungen ab: Zweimal erklingt das beschwörende Wort von den „unverständigen“ Galatern, zweimal der peinigende Hinweis auf das widersinnige „umsonst“, und Vers 5 ist eine Wiederholung von Vers 2 in etwas anderer Form; der Apostel tritt „an Ort“, will „an Ort“ treten.

Warum ist gerade diese Methode der Auseinandersetzung gewählt? Wer ist denn eigentlich der Verführer, der die ihrem

rechten Führer bis jetzt treuen Christenmenschen diesem abspenstig gemacht hat? Paulus unternimmt es, die Verführten zu ihm als dem Apostel zurückzurufen. Als Apostel, d. h. als der Zeuge der Auferstehung Jesu Christi, von dem er vor Damaskus ein für alle Male ausgezeichnet worden ist, kann und will er nur dies Eine tun, daß er diese einfachen, nicht apostolisch ausgezeichneten, aber doch christlich gezeichneten Menschen in den bestimmten Christusbezirk fest einbezieht. Der Gemeindegürnder und Seelsorger läßt es nicht bei beweglicher Klage über den geschehenen Abfall bewenden, sondern bringt alles, was hier zu sagen ist, mit der klaren Erinnerung an das Christusgeschehnis zusammen. Nur durch solche Erinnerung kann die verfahrenene Situation gerettet werden.

Es kommt vom Gegenstand der Erinnerung her, daß der Apostel sich hier nicht an eine im Zeldunkel schwebende und schwelende Zintergründigkeit verliert, sondern sehr nüchtern im sichtbaren Vordergrund bleibt. Er redet zu solchen, „denen (seinerzeit von ihm) Jesus Christus vor Augen gemalt wurde (und zwar nur) als Gefreuzigter“. Vor allem durch die Lutherbibel, die hier viele Vorgänger und Nachfolger auf ihrer Seite hat, sind wir daran gewohnt, das griechische Wort *προγράφειν* mit „malen“, „zeichnen“ zu übersetzen. Durch den in guten Handschriften sich findenden Einschub der Wörtchen *ἐν ὑμῖν* vor dem Wort „gefrenuzigt“ fühlt man sich geleitet zur Andacht im Sinne des alten Karfreitagshymnus „O Haupt voll Blut und Wunden!“ und ist geneigt, das *ἐν ὑμῖν* als „in euren Herzen“ zu verstehen. Solche zu Herzen gehende, die Herzen bezwingende Erinnerung ist sicherlich nicht gerade unpaulinisch. Aber auf ein Doppeltes muß hier doch hingewiesen werden: Einmal kann das hier noch einmal zu nennende *ἐν ὑμῖν* mehr objektiv auch als „unter euch“ (so Luther) verstanden werden. Und dann hat u. a. Johann Albrecht Bengel in seinem «Gnomon Novi Testamenti» (vor genau 200 Jahren, 1742, hat dieser ebenso knappe wie klare „Fingerzeig“ zu erscheinen begonnen) das *προεγράφη* mit *praescriptus est* übersetzt und auf die *publice scripta* hingewiesen. Damit dürfte der prägnante Sinn des Wortes erkannt sein: es geht um die öffentliche Ausschreibung einer Bekanntmachung, um die feierliche Proklamierung eines Ediktes. Jedenfalls sollte bei dem vor Augen gemalten

Jesus Christus über das bloß Subjektive hinaus bedacht werden, daß der die Welt bezwingende Herr aufgerichtet dasteht vor aller Augen wie einst die eherne Schlange vor den Israeliten in der Wüste.

„(Und zwar nur) als Gekreuzigter“! Auch hier verlohnt sich ein näheres Eingehen auf den genauen Sprachgebrauch. Im griechischen Text ist die Zeitform des Verbalpartizips nicht der Aorist zur Bezeichnung eines einmaligen Geschehens der Vergangenheit: einer, der einmal gekreuzigt wurde, sondern das Perfekt zur Bezeichnung eines aus einer vergangenen Handlung hervorgegangenen gegenwärtigen Zustandes: einer, der gekreuzigt (worden) ist. Also Jesus Christus steht immer noch unter uns gegen die Welt als der weiterhin Gekreuzigte. Bis zu seiner siegreichen Wiederkunft am Ende der Tage leidet er, der wohl einerseits der Erhöhte ist, aber andererseits in seiner Gemeinde, die ja sein Leib ist, seine Gegenwart hat und füglich weiter leidet wie diese seine Gemeinde. „Wir aber verkündigen Christus als Gekreuzigten... Denn ich habe für mich entschieden, daß ich bei euch nichts anderes zu wissen hätte als nur Jesus Christus, und zwar als Gekreuzigten“ heißt es 1. Kor. 1, 23 und 2, 2, wo ebenfalls dieses echte Perfekt steht. Immer ist dieser Hinweis auf die Gegenwart des Gekreuzigten nachdrücklich ans Ende der Bekenntnisaussage gerückt. Jeglicher Zusatz verbietet sich an dieser Stelle.

Da aber das Kreuz, der antike Galgen, den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit war, konnten die Judaisien bei den griechisch denkenden Galatern mit ihrer Zusatzpredigt starken Eindruck machen. Wie sollte mit dem Christuskreuz alles, wirklich alles gesagt sein, wenn es doch auch den Willen zum Heroischen und das Gefühl für das Schöne gibt und diese Lebenshaltungen nicht nur möglich, sondern nötig erscheinen? ! Muß nicht zum mindesten die Rede vom leidenden und sterbenden Jesus gemildert werden, etwa in der Richtung dessen, was Friedrich Nietzsche einmal so formuliert hat: „Wahrlich zu früh starb jener Hebräer... Vielleicht hätte er leben gelernt und die Erde lieben gelernt — und das Lachen dazu“? In solcher Sicht, bei der nun doch wieder unter Mißachtung des nur durch den Christustod gewonnenen Lebens die eigene Lebensleistung hinzugefügt und schließlich in den Vordergrund

geschoben wird, sind sich die Juden und die Griechen als die „natürlichen“ Menschen einig. Bei alledem glaubt man an einen guten Anfang ein noch besseres Ende, eine Vervollkommnung anzuhängen.

Der Apostel sieht in solchem Unterfangen nichts als — Unverstand, Dummheit, Mangel an Folgerichtigkeit. Inquirierend und insistierend deckt er die nicht ausrottbare Wertgerechtigkeit als eine in sich verbotene Mischung von Geist und Fleisch auf. Diese abtrünnigen Galater sind so abgrundtief dumm, daß der Apostel hier dämonische Kräfte am Werk sehen möchte, durch die diese Christenmenschen verzaubert, behext zu sein scheinen. Diese Leute wissen offenbar gar nicht mehr, was sie tun. Sei's drum! Aber solches taumelnde Nichtwissen ist dennoch schuldhaft. Es ist Sünde, sich derartig lähmen zu lassen. Gelähmt ist hier der klare Wille, an den es zu appellieren gilt. Gelähmt ist auch das rechte Gefühl, das Paulus wieder an seinen Platz rücken möchte, wenn er nachher 5, 7 sagt: „Ihr waret bei eurem Laufen schön in Form, in Schwung (wörtlich: ihr liefet schön); wer hat euch aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen?“ Vor allem aber ist der Verstand gelähmt. Und es ist doch unwürdig, unlogisch zu sein, dumm zu sein. Ein denkender, sauberer, anständiger Mensch steht das durch, was er angefangen hat. Man hat Niveau zu halten. Man macht sich lächerlich, wenn man von einer Ebene zur anderen tanzt. Man verpfuscht den göttlichen Anfang durch menschliche, allzu menschliche Fortsetzung. Ach, man ist als Kompromißler nicht warm, auch nicht kalt, man ist lau. An sich ist das Entweder-Oder der mit dem Kreuz Jesu Christi stehenden und fallenden Botschaft deutlich genug. Doch der Mensch in seinem Unverstand will das absonderliche Kunststück fertig bringen, aus dem Entweder-Oder ein Sowohl-Als auch zu machen. Man will nicht verstehen, daß damit ein dummes Umsonst auf den Plan tritt.

Dieses dumme Umsonst wird durch eine besondere demonstratio ad hominem unterstrichen. Mit jedem Christenmenschen ist unter dem Wort und dem Sakrament Gottes mehr oder weniger lang, aber doch zum Erfassen einer Erfahrung lang genug, etwas geschehen. Es läßt sich nicht ganz sicher ausmachen, ob das griechische *πδοχεν* in Vers 4 auf das Leiden im Sinne der Passion abzielt: „So viel habt ihr umsonst gelitten?“ Man

Könnte dabei an die glücklich überwundenen früheren Gesetzesplackereien denken oder vielleicht auch an überstandene Quälereien durch die heidnische Umwelt. Wahrscheinlich jedoch heißt *πάσχειν* hier „erleiden“ im Sinne von „erfahren“. Dann wäre eine beglückende Erfahrung ins Auge zu fassen, die mit der Annahme der Glaubensbotschaft (vgl. Vers 2) gegeben wäre: „So viel habt ihr umsonst erfahren?“ Eine gemachte Erfahrung, sie sei nun so oder so, gibt man nicht preis. So viel Unverstand will der Apostel gar nicht hinnehmen; deshalb fügt er hinzu: „Wenn es (was ich mir gar nicht denken kann) umsonst gewesen sein sollte.“

Im Grund bedeutet der aufgezeigte Mangel an Folgerichtigkeit seiner Erfahrung gegenüber nichts anderes als eine Beleidigung der Majestät Gottes. Gott ist, wie es am Schluß dieses Kleinen inhaltschweren Abschnittes heißt, derjenige, der euch den Geist (immer wieder) spendet und der in euch (vielleicht auch zu übersetzen: unter euch, bei euch) Krafttaten wirkt! Die Geschichte Gottes mit seiner Kirche, seinem Volk, ist eine Kette von solchen Wundertaten, die ihren Höhepunkt haben in der Geschichte des Christus. Was dazu im einzelnen zu sagen ist, lesen wir im Bericht über die Großtaten Gottes im Alten und im Neuen Bund. Zum Erfahrungsbeweis tritt der Schriftbeweis.

3, 6—14: Der gläubige Abraham.

Der Schriftbeweis ist für Paulus so selbstverständlich und wichtig, daß er ihn voraussetzt, aber auch genau bedenkt. Wir jedenfalls können diesen Schriftbeweis nicht genug bedenken. Daß Paulus der maßgebendste und kräftigste Zeidenapostel geworden ist, kommt nicht etwa daher, daß er sich von dem jüdisch bestimmten jerusalemischen Apostelkreis losgelöst hätte, sondern gerade daher, daß er schärfer als alle jüdischen und judaisierenden Patrioten und Romantiker erfaßt hat, was Israel mit seinem leiblichen Stammvater Abraham in der Geschichte Gottes mit seinem Volk, in der wahren Kirchengeschichte, bedeutet.

Nachdem in der Einleitung des Briefes an die römische Christengemeinde aus Juden und Zeiden, dieser magna charta an die ganze Kirche für alle Zeiten, nach den präludierenden Ausführungen über Juden und Zeiden die Glaubensgerechtigkeit gegen die Werkgerechtigkeit mehr hymnisch-synthetisch als logisch-analytisch uns vor Augen gestellt ist, gibt sich der gesetzesfreie Zeidenapostel im Kampf gegen die judaistischen Nomisten in keiner Weise als einen Antinomisten, sondern als einen Christuszeugen, der als solcher nach wie vor dem recht verstandenen Gesetz verhaftet ist. Er läßt sich die Frage stellen, die er sich selbst zu stellen hat: „Geben wir also das Gesetz auf durch den Glauben?“, und hat dagegen nur festzustellen: „Das sei ferne! Vielmehr richten wir das Gesetz gerade auf“ (Röm. 3, 31). Und nun beginnt ein weites, breites, tiefes Studieren in der Form des nachdenklichen, nur nachdenkenden, d. h. eigentlich hinterherdenkenden Schriftbeweises. Ohne daß unser menschliches Denken mit seinen Kategorien einen logisch oder auch psychologisch zwingenden Gedankenfortschritt feststellen könnte, fährt der Denker Paulus mit einer geradezu verblüffenden Selbstverständlichkeit fort: „Was können wir nun darüber sagen, was Abraham, unser Stammvater nach dem Fleisch,

gefunden hat?“ (Röm. 4, 1). Nach dem Willen Gottes ist sicherlich die Kirche des Neuen Bundes das wahre Israel nach dem Geist, aber dennoch behält auch das fleischliche Israel inmitten seiner verschuldeten Verstockungsnot eine nicht ungültig gewordene Verheißung, weil Gottes Treue auch und gerade zu den untreuen Juden bleiben und einmal triumphieren wird. Vor dem allein wahren und allmächtigen Gott sind Juden und Heiden in derselben Lage der Lüge und Ohnmacht. Juden und Heiden sind trotz ihrer so verschiedenen Herkunft, Veranlagung, Geschichte und Leistung dieselben bloß „natürlichen“ Menschen, denen nur die Frohbotschaft von Gottes Gericht und Gnade in Jesus Christus helfen kann. Doch diese Predigt gilt „dem Juden zuerst und dem Griechen“ (Röm. 1, 16; 2, 9 f.). Es will beachtet sein, daß dieses „zuerst“ (πρωτον) von Marcion gestrichen wurde und bis heute von all denen mißachtet wird, die hier Gottes Weisung und Weissagung nicht gehorsam hinnehmen, wie sie auch an dem Christuswort „Das Heil kommt von den Juden“ (Joh. 4, 22) als vermeintliche Besserwisser, d. h. als wirklich irre Geführte und dann andere irre führende herumtörgeln und damit die paulinische Wegleitung über die zukünftige Rettung von „ganz Israel“, dem fleischlichen Israel in Verbindung mit dem geistlichen (Röm. 11, 26), ablehnen. Wenn wir nicht dauernd unsern Blick richten auf die Dauerbedeutung Israels, dessen Geschichte in nuce durch die Geschichte des gläubigen Stammvaters Abraham mit seinen Tugenden und Fehlern dargelegt wird, so sehen wir an dem vorbei, was Gott mit seinem Volk im Gegenüber der Kirche zur Welt vorhat und ausführt.

Mit alledem ist aber nun nicht etwas spezifisch Paulinisches oder Johanneisches getroffen, sondern die ganze Botschaft im Bereich des Neuen Bundes vom Alten Bund her. Insbesondere will beachtet sein, daß Jesus von Nazareth, der „vom Weibe geboren und unter das Gesetz getan ist“ (Gal. 4, 4), wie jeder rechte Jude das ganze Gesetz hat erfüllen wollen und als einziger Jude und Mensch überhaupt in seinem messianischen Gehorsam erfüllt hat. Damit hängt ohne weiteres seine von ihm gelehrt und von ihm gelebt Abrahamskindschaft zusammen. An ihm ist das Wunder aller Wunder geschehen, das der prophetische Johannes der Täufer an den Pharisäern und

Sadduzäern nicht wahrnehmen konnte: „Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken“ (Matth. 3, 9 = Luk. 3, 8). Diese faktische Abrahamskindschaft konnte aber nur von dem dargestellt werden, von dem es gilt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: bevor Abraham da war, bin ich“ (Joh. 8, 58). Der gläubige, gehorsame Christenmensch soll sich nicht über Abraham stellen, sondern unter die Geschichte dieses Vaters aller Gläubigen, auf daß der ihm dann begegnende Christus ihn preisen kann wie den demütigen Centurio von Kapernaum: „Wahrlich, ich sage euch: in Israel habe ich solchen Glauben nicht gefunden“ (Matth. 8, 10 = Luk. 7, 9). Solche innere Abrahamsverbundenheit wird gekrönt durch die Verheißung: „Ich sage euch aber: es werden viele von Osten und Westen kommen und werden mit Abraham und Isaak und Jakob zu Tische liegen im Himmelreich“ (Matth. 8, 11; vgl. Luk. 13, 28 f.).

Dieser neutestamentliche Befund macht es verständlich, daß nun auch im Galaterbrief, in dem Heidenchristen gegen judaistische Verführung über das „Israel rechter Art, das aus dem Geist erzeugt ward“ zu belehren waren, der Schriftbeweis an die Gestalt Abrahams angeschlossen ist. Die Schrift mit ihrem Abraham will verstanden sein, und zwar recht verstanden sein! Genau wie im Römerbrief erscheint Abraham unvermutet ohne eine uns sichtbare Vorbereitung auf dem Plan, um dann das Feld zu behaupten. Schriftwort folgt auf Schriftwort. Der Schriftbeweis beginnt mit einer Fülle von alttestamentlichen Zitaten und schließt mit einer ebensolchen am Ende des vierten Kapitels. Zwischendrin finden sich sonderlich betonte Begriffe, die ohne den Rückgriff auf die Schrift gar nicht verständlich sind: Bund, Gesetz, Erbe, Verheißung! Einige Male steht da die gewollt schroffe, alles falsche Debattieren abschneidende Wendung: „Denn es ist geschrieben“ (3, 10. 13; 4, 22. 27). Die entscheidende Frage lautet: „Was aber sagt die Schrift?“ (4, 30). Lebendig-personhaft tritt sie vor unsere Augen: „Die Schrift aber sah voraus...“ (3, 8); „Aber zusammengeschlossen hat die Schrift alles unter die Sünde...“ (3, 22).

Wie ist aber die formale Autorität der Schrift, deren Wucht keinen Zweifel leidet, inhaltlich bedingt? Nur derjenige, der das Inhaltliche erfährt, wird sich dem formalen unterwerfen

können, wenn anders die Schriftautorität keine vergewaltigende Tyrannei, sondern ein überzeugendes Führertum ist. Aus der uns hier vorliegenden Stelle des Galaterbriefes ist über den Inhalt der Schriftautorität als solcher nichts zu entnehmen. Bevor wir andere Schriftstellen des Neuen Testaments heranziehen, die durchwegs der Weisung „Nicht hinaus über das, was geschrieben steht!“ (1. Kor. 4, 6) dienstbar gemacht sind, tun wir gut, zunächst das angestrengt zu betrachten, was über den in der Schrift aufgestellten Hauptzeugen Abraham gesagt ist und was über ihn nicht gesagt ist.

Wie und warum ist Abraham das echte exemplum für unser Sein, wenn unser Sein echt sein soll? Der Einsatzpunkt, von dem aus der Schriftbeweis begonnen, durchgeführt und abgeschlossen wird, ist nichts anderes als der Glaube Abrahams. Es scheint nichts Besonderes zu sein, daß ein gläubiger Mensch anderen ein Vorbild sein soll. Es ist aber doch etwas sehr Besonderes, und das aus zwei miteinander zusammenhängenden Gründen:

Zum Ersten: Es handelt sich nicht um einen beliebigen psychologischen Typ mit dieser oder jener Veranlagung, die im vorliegenden Fall als eine religiöse zu bezeichnen wäre, sondern um den Menschen, wie er, einerlei, ob er eine religiöse Veranlagung hat oder nicht, vor Gott mit einem haarscharfen Entweder-Oder gestellt ist. Die Probe, die dem Menschen aufgelegt ist, besteht darin, ob er Gott als einzigem, wirklichem Herrn gehorsam ist oder nicht. Glaube und Gehorsam sind Wechselbegriffe. Die Geschichte Abrahams im ersten Buch Mose zeigt das auf, und deshalb ist Abraham der volle Typ (*τύπος*) des Christenmenschen. Gleich die erste dort erzählte Geschichte von der Auswanderung Abrahams bedeutet die Entscheidung des gehorsamen Menschen für Gott gegen die Welt. Die vielberufene Umwertung aller Werte wird vollzogen. Hohe menschliche Werte wie Familie, Sippe, Volk, Heimat, Blut, Boden, Staat werden nicht etwa beschimpft, sondern inmitten dieses dem Tode verhafteten Neons in ihrer ganzen fragwürdigkeit und Vorläufigkeit erkannt. Es ist ja nicht so, daß Abraham die ihm liebe Heimat in Mesopotamien verlassen und dafür eine bessere in Kanaan eingetauscht hätte. Das wäre nur Spiel und Spielerei. Nein, der Ernst dieser Auswanderung

besteht darin, daß Abraham für immer ein Fremdling auf Erden wird, dessen wahre Heimat in einer anderen Welt, in der Welt Gottes liegt. Die Schilderung des „Glaubenshelden“ Abraham im 11. Kapitel des Hebräerbriefes (Vers 8—10) ist der knappste und zugleich erschöpfendste Kommentar, der jemals zu diesem Vorgang gegeben worden ist, dessen sich aufzwingende Betonung am einfachsten durch seine wörtliche Mitteilung erfolgt: „Durch Glauben wurde Abraham, als er berufen wurde, gehorsam, auszuziehen an einen Ort, den er zum Erbe empfangen sollte; und er zog aus, ohne zu wissen, wohin er komme. Durch Glauben wurde er Beisasse im Lande der Verheißung als einem fremden, indem er sich in Zelten niedergelassen hatte, zusammen mit Isaak und Jakob, den Miterben ebender selben Verheißung. Denn er wartete auf die Stadt (Polis), welche die (rechten) Fundamente hat, deren Erbauer und Schöpfer Gott ist.“ Jeder Einzelzug der biblischen Abrahamsgeschichte ist auf diesen Grundton unseres himmlischen Bürgertums abgestimmt. Abraham, der ein reicher Beduinenfürst geworden ist, macht es nicht wie sein Blutsverwandter Lot, den es aus dünnen Gebirgsgegenden heraus in üppigere Auen drängt und der dadurch in die Gefahrzone von Sodom und Gomorra gerät. Als rechter Mann hilft Abraham den bedrängten Verwandten und Freunden durch einen gut geführten Kriegszug, um aber gerade damals dem geheimnisvollen Priesterkönig des Friedens Melchisedek zu huldigen. Alles scheint dann darauf abgestellt zu sein, daß Abraham, dessen Nachkommenschaft ein großes Volk werden soll, sich blutsmäßig durch Geschlechterfolgen vermehrt. Absonderlicherweise jedoch verstößt er die Sagar mit dem gemeinsamen Sohn Ismael. Und noch verwunderlicher ist, daß er, dem als Hochbetagtem in wunderbarer Weise der Sohn Isaak beschert worden ist, sich bereit erklärt, diesen seinen einzigen Sohn zu opfern. Als es dann gilt, für den ihm neu geschenkten Isaak die rechte Frau zu finden, da werden ohne Verkrampfung die Beziehungen zur alten Heimat neu geknüpft. Vorher ist Sara gestorben, ohne daß Abraham ohne weiteres Boden für ein Familiengrab zur Verfügung hätte. Er muß sich an die „Leute des Landes“ wenden, um ein Grundstück zu erwerben, dabei bekennend: „Ich bin bei euch ein Fremdling und Beisasse...“

(1. Mose 23, 4). Immer ist Abraham ein solcher Fremdling und Beisasse in dem ihm angelobten Land gewesen und geblieben, wie dann auch Isaak und Jakob. Wieder ist im Hebräerbrief (11, 13—16) der Zusammenhang solcher Existenz mit dem Glauben betont: „Im Glauben starben diese alle . . . und bekannten, daß sie Fremdlinge und Beisassen auf Erden seien. Denn diejenigen, die solches sagen, geben damit zu erkennen, daß sie ein Vaterland suchen. Und wenn sie dabei an jenes gedacht hätten, aus dem sie ausgezogen waren, so hätten sie Zeit gehabt, dorthin zurückzukehren; nun aber streben sie nach einem besseren, d. h. nach einem himmlischen. Daher schämt sich Gott ihrer nicht, ihr Gott genannt zu werden; denn er hat ihnen eine Stadt (Polis) bereitet.“ Das ist der auch von Paulus im Galaterbrief ins Auge gefaßte Zusammenhang zwischen Glauben und Verheißung über den Segen an alle Völker hinaus ins himmlische Jerusalem, ins Reich Gottes hinein.

Zum Zweiten: Solche eigentümliche Abrahamsgeschichte, bei der alles konzentriert ist auf Glaube und Verheißung, auf irdische Pilgerschaft und himmlische Bürgerschaft, sieht füglich ab vom spätjüdischen legendenreichen Midrasch mit seiner panegyrischen Verherrlichung des Abraham als des nicht genug zu feiernden national-religiösen Heros des Volkes, steht aber dafür an der Spitze der eigentümlichen Volkwerdung Israels. Dieses Volk, das dann wechselvolle Schicksale im Auf und Ab politischer und militärischer Vorgänge durchzumachen hatte, stand vor Gott recht da, wenn es wie Abraham sein Wissen um seine eigene Fremdlings- und Beisassenschaft festhielt. Wo im Neuen Testament zusammenhängend Israels Geschichte vorgeführt wird, da wird darauf der Finger gelegt. Dies gilt für das noch einmal zu nennende 11. Kapitel des Hebräerbriefes, aber dann ebenso auch für die Rede des Stephanus (Apgsch. 7). Die israelitische Wüstengeneration mit ihren Mühen und Prüfungen war gesegneter als das stark gewordene Volk nach der Landnahme in Kanaan. Alle rechten Propheten von Samuel an bis hin zum Täufer Johannes, dessen Botschaft der Messias Jesus und seine Apostel aufgriffen, sahen in dem, was Israel nach anderer Völker Weise schaffen zu müssen meinte, Problematisches, fragwürdiges. Das betrifft in sonderlicher Weise den politischen und den kultischen Höhepunkt des Volkes, d. h.

das prunkende Königtum Salomos und den hochheiligen Tempel Salomos. Das Königtum blieb in den Augen der Propheten etwas von Gott nur Konzediertes und Kontrolliertes. Gideon, dieser streitbare Held, hatte nicht König werden wollen: „Ich will nicht über euch herrschen, und auch mein Sohn soll nicht über euch herrschen; der Herr soll über euch herrschen“ (Richter 8, 23). Einer seiner Söhne, Abimelech, richtete dennoch eine Tyrannis auf und nahm ein schimpfliches Ende (Richter 9). Ganz rein hat nur Jesus Christus der Versuchung des Königtums widerstanden, was ein Hauptthema der Geschichte seiner Versuchung bildet; und nach dem Wunder der Brotmehrung ist dies geschehen: „Als Jesus nun erkannte, daß sie kommen und ihn gewaltsam wegführen würden, um ihn zum König zu machen, zog er sich wiederum auf den Berg zurück, er allein“ (Joh. 6, 15). In dieselbe Problematik ist der Tempel mit seinem reichen Kult von den Propheten her bei Jesus Christus und seinen Zeugen (Stephanus!) gerückt worden. Der wahre Tempel ist die Kirche als der Leib Christi. Im himmlischen Jerusalem gibt es keinen Tempel mehr: „Und ich sah in ihr (der himmlischen Stadt) keinen Tempel; denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel, und das Lamm“ (Offenb. Joh. 21, 22). —

Diese Geschichte Abrahams und Israels nicht annehmen, bedeutet falschen Gesetzesdienst, bedeutet den Versuch der Aufrichtung der eigenen Gerechtigkeit, die dem Wahn entspringt, all das Große und Herrliche selbst zu schaffen, was Gott der Schöpfer und Erhalter sich selbst vorbehalten hat, bedeutet Glaubenslosigkeit und Werkgerechtigkeit. Das Gesetz, ernst genommen, will erfüllt werden, kann aber nicht von uns Menschen auch bei angestrengtester Werkgerechtigkeit erfüllt werden. Nur Einer, Jesus Christus, hat es erfüllt, damit den ganzen Fluch, der die Folge der Nichterfüllung des Gesetzes ist, auf sich genommen („Verflucht ist jeder, der am Holz hängt“) und uns damit losgekauft (Vers 13).

Das soeben genannte, auf Jesus Christus bezogene Schriftwort 5. Mose 21, 23 ist nicht dahin zu verstehen, daß der wahre Messias der Juden und der Ketter der Welt nun selbst sozusagen qualitativ ein verfluchter Verbrecher geworden sei. Es ist zu beachten, daß Paulus sich hier zurückhaltender ausdrückt,

wenn er von Jesus Christus sagt, er sei zum „Fluch für uns“ geworden. Es ist genau so wie 2. Kor. 5, 21, wo es heißt: „Den, der von keiner Sünde wußte, hat er für uns zur Sünde (nicht: zum Sünder!) gemacht...“ Im übrigen sind die beiden Stellen Gal. 3, 13 von Christus als dem „Fluch“ und 2. Kor. 5, 21 von Christus als der „Sünde“ über die formale Entsprechung hinaus sachlich zusammenzudenken, weil Paulus den das Gesetz in seiner Todeswirkung ausschaltenden Kreuzestod als den uns das Leben schenkenden Sühnetod immer verstanden wissen will. Wenn er auch nicht bei der Vorführung eines besonderen Gedankenganges wie Gal. 3, 10 ff., wo es auf die Ablösung des „Fluches“ durch den „Segen“ ankommt, das anderswo wie 2. Kor. 5, 21 Gesagte ausdrücklich ausspricht, so kann selbstverständlich zur Erfassung eines einzelnen Gedankenganges von dem paulinischen und überhaupt neutestamentlichen Gesamtbekenntnis nicht abgesehen werden. Dabei läßt Paulus genau so wie Petrus in seiner Pfingstpredigt den „ärgerlichen“ Verbrechertod Jesu Christi einerseits eben als „Ärgernis“ stehen und diesen Akt nach Gottes Willen dann andererseits durch den weiteren Akt der „Erhöhung“ aufgehoben werden. Ein gewisser Unterschied ist aber darin zu sehen, daß Paulus nun gerade den Kreuzestod schärfer visiert als die Urapostel, die als noch mehr gebundene Juden am liebsten vom Kreuzestod wegsehen möchten. Anders ausgedrückt: Petrus und seine jerusalemitischen Freunde sehen in Jesus den Erhöhten trotz seines Galgentodes; Paulus sieht in Jesus den Erhöhten wegen seines Galgentodes. Bei der weniger denkmäßig zergliedernden als schauend besinnlichen johanneischen Betrachtung wird schließlich in diesem Galgentod insofern die Erhöhung gesehen, als zugleich sprachlich durch Beziehung der Vokabel „erhöhen“ (ἐξοῦν) auf Jesus am Kreuz und biblisch-theologisch durch Verwendung des Schriftbeweises aus 4. Mose 21, 8 f., wo Moses die Schlange in der Wüste „erhöht“, Kreuzestod und Erhöhung Jesu zusammengesehen werden. „(Ans Kreuz) erhöht werden“ und „verherrlicht werden“ sind dasselbe, wie sich aus Joh. 12, 32 ergibt. Der geschilderte Doppelsinn von ἐξοῦν könnte sogar schon an der von Paulus zitierten Stelle 5. Mose 21, 23 gefunden werden, wenn man auf das dort stehende hebräische Wort thalah zurückgeht, das nach seiner jüdischen

Tradition „aufhängen“, aber auch „erhöhen“ heißt. Es läßt sich jedoch nicht feststellen, ob Paulus diesen Dingen so wie der vierte Evangelist nachgegangen ist. Eins aber ist sicher: Mit dem Apostel können wir das eigentümliche Geschehnis des am Holze hängenden Jesus Christus als des „Fluches für uns“ und damit des „Segens“ für die Abrahamskinder nicht restlos ausdeuten, wir sollen es aber beharrlich umkreisen.

Die christologische Sicht am Abschluß des hier vorliegenden Abschnittes ist wichtiger als die vorher gegebenen Erörterungen mehr anthropologischer Art. Die Christusbetrachtung gilt einem positiven Vorgang, während die Menschenbetrachtung, ernst und nüchtern durchgeführt, nur unser schlechthinniges Versagen, ein nicht zu leugnendes negatives Verhalten, herauszustellen vermag. „Verflucht ist jeder, der nicht beharrt in allem, was im Buch des Gesetzes geschrieben steht, daß er es tue“ (wenn in Vers 10 der Septuaginta-Text von 5. Mose 27, 26 über den hebräischen Wortlaut hinaus „jeder“ = $\pi\acute{\alpha}\varsigma$ und „in allem“ = [$\acute{\epsilon}\nu$] $\pi\acute{\alpha}\sigma\omega$ bringt, so ist damit ähnlich wie mit Luthers Übersetzung „allein durch den Glauben“, während Röm. 3, 28 nur steht „durch den Glauben“, das unterstrichen, was ohnehin im Urtext gemeint ist; dazu kommt, daß vielleicht sogar nun gerade aus der Septuaginta der Urtext zu rekonstruieren ist). Gerade für den Pharisäer Paulus ist es aber eine unumstößliche Erfahrung, daß kein Mensch das Gesetz wirklich erfüllen kann, woraus sich dann zwingend die weitere Erfahrung ableitet: „Daß aber auf Grund des Gesetzes niemand bei Gott gerechtfertigt, d. h. gerechtesprochen wird, ist offenbar“ (Vers 11). Abgelesen wird diese negative Erfahrung an einem sonderlich positiven Schriftwort, das thematisch am Anfang des Römerbriefes (1, 17) und im Mittelpunkt des Hebräerbriefes (10, 38) steht: „Der aus Glauben Gerechte wird leben“ (Sab. 2, 4; Luther zieht „aus Glauben“ zum Verbum, womit sachlich nichts geändert ist). Die hier viel verhandelte Frage nach dem genauen Sinn des hebräischen Urtextes und des eigentümlichen Septuaginta-Textes betrifft nicht die entscheidende Hauptsache, daß beim Menschen vor Gott alles ankommt auf seinen Glauben im Sinne von Treue, Gehorsam, Festigkeit, wie das alles letztlich nur Gott selbst eignet. Von hier aus gesehen, ist es möglich und nötig, anstatt weitererer sozusagen glaubenspsycholo-

gischer Erörterungen auf Gottes treue Tat in Jesus Christus zu sehen. Diese Tat an uns dürfen und sollen wir glauben und uns durch Gottes Gnade schenken lassen und damit die geistlichen Nachkommen des gläubigen und gesegneten Abraham sein.

Von solchem Glauben und solcher Gnade kündet die Schrift mit ihrem Gesetz als der großen Weisung und mit ihren Propheten als den Interpreten dieser Weisung. Das falsch verstandene Gesetz tötet: „Denn der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig“ (2. Kor. 3, 6). Es handelt sich hier aber nun keineswegs um die Alltagsweisheit des Sprichwortes, dessen allgemeine Wahrheit dem natürlichen Menschen so leicht ein geht, weil er nun wieder mal Theorie gegen Praxis oder Lehre gegen Leben oder auch Form gegen Inhalt in letztlich verantwortungsloser Weise auszuspielen beliebt, wobei dann die fatale Verwechslung des Geistes Gottes mit dem des Menschen hurtig mitläuft. Es handelt sich vielmehr um das Besondere des Geistes Gottes, der gerade durch das richtig verstandene Gesetz, durch den nicht nur möglichen, sondern nötigen Schriftbeweis gesichert wird. Wieso das? Der Gedanke, sich von der Schrift zu lösen, konnte und durfte dem Apostel Paulus deshalb nicht kommen, weil er im Sinne des auf Erden predigenden und handelnden Messias und des zur Rechten Gottes sitzenden, erhöhten und in seiner Kirche weiter predigenden und handelnden Christus in dem uns geschenkten Geist nicht die Steigerung unseres Innenlebens, unseres Eigenlebens sah. Paulus, der den harten, ernstesten und dabei so erfolglosen Weg des strengsten Judentums gegangen war, hatte gelernt, daß der Mensch sich nicht selbst genügen kann, sondern bis ins Letzte und Tiefste hinein, ja, bis ins Gebet, die Zwiesprache mit Gott, hinein angewiesen ist auf die Hilfe von außen, wie sie vom Heiligen Geist als unserem einzigen wirklichen Fürsprech (Paraklet) gespendet wird. Aller jüdische Perfektionismus und aller griechische Enthusiasmus, auf sich selbst gestellt, ist nur ein betrüblicher Selbstbetrug. Gegen alle vermeintlich lebendige und lebendig machende Schwärmerei gilt es, ohne egoistische Verkrampfung sich von anderen belehren und leiten zu lassen. Seht in die exemplarische Geschichte Gottes mit seinen Großtaten und mit der gehorsamen Antwort Abrahams und seiner rechten Kinder hinein! — das ist die rettende Weisung,

die nur der Heiligen Schrift zu entnehmen ist. Es ist keineswegs spätpaulinisch oder deuteropaulinisch oder gar unpaulinisch, sondern in der Sache durchaus paulinisch, wenn es 2. Tim. 3, 14—17 heißt: „Du aber bleibe in dem, was du gelernt hast und worin du befestigt worden bist, da du weißt, von welchen Leuten du es gelernt hast, und weil du von Kindheit an die heiligen Schriften (wörtlich: die heiligen Buchstaben, *ἐσθὰ γράμματα*, womit die Heilige Schrift gemeint ist) kennst, die dich weise machen können zur Rettung durch den Glauben in Christus Jesus. Denn alle von Gottes Geist eingegebene Schrift (*γραφὴ θεόπνευστος*) ist auch nützlich zur Lehre, zur Überführung (des Sünders), zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit, damit der Mensch Gottes vollkommen sei, zu allem guten Werk ausgerüstet.“

Wenn das so ist, wie verhalten sich dann Schrift und Gesetz zu Christus?

3, 15—29: Das Gesetz als „Pädagoge“ auf Christus.

Das ist ein absonderlicher Text mit seiner, wie es scheint, kaum zu überbietenden Spitzfindigkeit. Fast wirkt es wie Lohn, daß Paulus seine logizistisch erscheinenden logischen Ausführungen auch noch so herzlich beginnt: „Ihr Brüder, nach menschlicher Weise rede ich...“ (Vers 15).

Über die dann folgende Ausführung staunt man, ja, man wundert sich, und schließlich ärgert man sich. Man möchte lieber ein knappes und klares Wort vernehmen, das einem unmittelbar etwas zu sagen hat. Man möchte ins volle Menschenleben hineingreifen, das nach einem bekannten Dichterwort interessant ist, wo man's nur packt. Nun nimmt ja wohl Paulus in seiner Bemühung, nach menschlicher Weise zu reden, ein Beispiel aus dem Menschenleben. Aber es handelt sich in seiner Erörterung über die rechte Art eines Testaments um einen Vorgang aus dem Rechtsleben mit seinen Fußangeln. Den Betrachtern eines solchen Abschnittes ist es immer so vorgekommen, als wenn die hier sich auswirkende Gedankenführung des Paulus, des geschulten Pharisäerschülers, dumpfe Niederungen ausfüllte, aus denen heraus man sich nach den freien Höhen sehnt. Als solche kommen einem einige bekannte und vertraute Sprüche vor, wie sie in der Lutherbibel als Kernsprüche fett gedruckt sind. Da ist etwa Vers 24: „Also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden“, oder dann Vers 26: „Denn ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum“, oder vollends Vers 28: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu“. Könnten, ja sollten wir uns nicht solchen starken, klaren und leuchtenden Worten einfach hingeben und uns durch sie stärken, klären und erleuchten lassen? Wir dürfen hier aber zwei Dinge, die miteinander zusammenhängen, nicht vergessen. Erstens sind gerade solche Kern-

sprüche nicht abzutrennen von dem Schriftbeweis, bei dem der Apostel um der Wichtigkeit der Sache willen denkbar sorgfältig verfährt. Und zweitens ergibt sich aus dem mitgeteilten Wortlaut, daß sich hier logische Verbindungswörter in den Lobpreis auf Gottes Tat einschleichen. Ein Denker dankt, indem er dankend denkt, hinterherdenkt. Vor allem ist es das Wörtlein „denn“ (γάρ), das in einem verhältnismäßig kurzen Abschnitt fünfmal steht, dem zur Einleitung des Kernspruches über das Verhältnis zwischen Gesetz und Christus das Wörtlein „daher“, „also“, „somit“ (ὥστε) entspricht. Es geht hier genau so zu wie im Einleitungskapitel des Römerbriefes, wo der Apostel in einem noch kleineren Abschnitt sechsmal ein solches „denn“ bringt (Röm. 1, 16—20). Es ist ja wohl für unsere menschliche Unkraft bezeichnend, daß wir ein so kräftiges Sämmern schier nicht aushalten. Kaum ein Übersetzer und damit Erklärer bringt es fertig, alle diese „denn“ zu übersetzen, d. h. einfach stehen zu lassen. Es ist so, als wenn der schwache Mensch ein Bild mit so stark und streng gezeichneten Konturen nicht recht ansehen könnte. Es ist aber nun so, daß ein ragendes Gerüst aufgerichtet ist, das durch feste Klammern zusammengehalten wird. Ja, Kernsprüche sind's. Man muß sich aber zu einem solchen Kern richtig durcharbeiten. Der Apostel, der am Schluß in Jubel und Dank ausbricht, hat vorher gegrübelt und gedacht. Es ist das „Denn“ Gottes, das es festzuhalten gilt. Erst nachdem der Apostel einen langen Gang, sich langsam durch ihn hindurch tastend, hinter sich gebracht hat, wie es im ersten Hauptteil des Römerbriefes Kap. 1—8 in umfassender Weise geschieht, singt er den krönenden Hymnus. Diese Formalien sind füglich sachlich bedingt. Ein Denker dankt. Denken und Danken sind unauflöslich miteinander verbunden.

Warum wird gedacht? Warum spricht der Apostel als Denker, als Theologe, als Gottesgelehrter? Der uns hier vorliegende gelehrte Text, der streng rabbinische Schulung verrät, zwingt uns, daß wir uns Rechenschaft geben über Sinn und Auftrag der sogenannten Theologie, der Gottesgelehrtheit. Wir reden dabei nicht von dem gelehrten Drum und Dran, von dieser oder jener Einzelheit, wie sie in die Studierstube gehört, sondern vom Kern der Sache, von einer Hauptsache, ja der Hauptsache, daß es Gottesgelehrtheit gibt und geben

muß. Ein Gottesgelehrter, als welcher der Apostel in komplizierten Gedankengängen über eine komplexe Sache zu seinen schlichten, sicherlich gar nicht gelehrten Mitschriften spricht, denkt und lehrt und schreibt nicht von sich aus, sondern eben von Gott aus. Es darf ihm nicht darauf ankommen, sein eigenes Denken und Wollen und Fühlen vorzuführen, sondern Gottes in der Heiligen Schrift aufgezeichnete Worte und Taten sprechen und durch auslegende Predigt neu lebendig werden zu lassen. Alles menschliche Wissen ist Stückwerk; Gott aber weiß alles. Daher gilt's, in Sein uns kund getanes Wissen hineinzusteigen, sich von Ihm mitnehmen zu lassen, im brausenden Zug dieses Herrn aller Herren stille zu sitzen, sich dort zu besinnen und sich nicht auf seine eigenen, müde und langsam werdenden Füße zu verlassen. Was sehen, hören, erfahren wir im Juge Gottes?

Das hier verhandelte Thema ist deutlich: Gesetzesbestimmung und Mißlingen auf der einen Seite, Gnadenverheißung und Gelingen auf der anderen Seite! Das Gesetz mit seinem bedrückenden „Du sollst!“ wird abgelöst durch die Gnade mit ihrem befreienden „Du darfst, du kannst“. Das Gesetz läuft auf Verurteilung und Verdammung hinaus, die Gnade jedoch ist Freisprechung und Erlösung. Um das abzuklären, stellt der hier nachdenkende, hinter Gott herdenkende Theologe Paulus keine allgemeinen Betrachtungen an etwa über die Legalität gegenüber der Moralität oder etwa über den äußeren Zwang gegenüber der inneren Selbstentscheidung. Solche schon der damaligen Philosophie geläufigen Gegensätze, wie sie durch die sogenannte Popularphilosophie in weiteste griechisch-römische und auch griechisch-jüdische Kreise gedrungen waren, beschäftigen den Apostel nicht nur nicht, sondern erscheinen ihm geradezu als abwegig. Ohne daß Paulus hier besondere polemische Ausführungen zu machen für nötig hält, wischt er als echter Jude, für den das majestätische Gesetz Gottes mit seiner unerbittlichen Forderung bleibt, die soeben genannten Gegensätzlichkeiten stillschweigend unter den Tisch. Es entspräche nicht seinem ganzen jüdischen Ernst, wenn er mit Gegensätzlichkeiten, wie sie von keinem Menschen ertragen werden können, eine bloße Verwandlung vornähme. Nein, mit dem pharisäischen Juden ist er darin einig, daß das Gesetz wirklich erfüllt werden

will, daß hier die Unterscheidung zwischen äußerem Zwang und einer mehr oder weniger faßbaren Innerlichkeit nicht verfängt. Mit dem Pharisäer sieht Paulus in die Schrift hinein; er sieht aber anders als dieser in das Buch der gemeinsamen Väter hinein. Ja, sieht das gesetzesstrenge Judentum überhaupt in Gesetz und Propheten wirklich hinein, vor allem in die sogenannte Thora, die Weisung Gottes? Insofern sicherlich, als alles Dichten und Trachten auf die Thora gerichtet ist! Insofern aber nun gerade nicht, als man von der Weisung Gottes mehr und mehr wegsieht und auf einmal doch in sich selbst hineinsieht! Sicherlich hat das Judentum aller Zeiten, soweit es sich nicht das Gesetz verflüchtigen läßt (das ist beim griechischen Juden Philo und seinen jüdischen und dann auch christlichen Nachfahren geschehen!), alle nur denkbare Bemühung daran gesetzt, vor Gott in vollem Gehorsam zu leben. Die talmudische Kasuistik, wie sie gerade von den Pharisäern immer feiner ausgebildet worden ist, ist eine strenge und ernste Sache, so bizarr, ja lächerlich dieses oder jenes Paradestück solcher Kasuistik erscheinen mag. Wenn der pharisäisch-jüdische Irrtum, wie ihn Jesus Christus gezeigelt hat, unverkennbar ist, so haben wir es jedenfalls mit einem exemplarischen Irrtum zu tun.

In seiner Bemühung um die Gerechtigkeit vor Gott, um Gottes Ja zum Menschen ist der Pharisäer zugleich oder auch abwechselnd perfektionistisch und ekklesiastisch. Er will seine Gerechtigkeit darstellen, die vor Gott gültig ist, er will ein Ja des Menschen aufweisen, zu dem dann Gott sein Ja sagen muß. Auf sich selbst gestellt, wird der Mensch zwangsläufig zum Perfektionisten, der sich durch die Häufung guter Werke das Ja Gottes verdienen will. Es betrifft nur einen Gradunterschied, wenn der ebenfalls auf sich selbst gestellte Idealist dieses Ziel durch ein nicht aufgehörendes gutes Streben erreichen will. Nun wird man zugeben müssen, daß eher noch als der Idealist der Pharisäer schließlich sein Versagen eingestehen muß und auch eingesteht. Was tut er dann? In seinem Wissen um die nicht erreichte Vollkommenheit zieht er sich auf eine, wie man wohl sagen darf, innere Linie zurück, die ihm durch sein an sich vorbildliches Wissen um seine Zugehörigkeit zum Volke Gottes, seiner „Kirche“, gegeben ist. Gott der Vater wird den nicht ganz

Guten deshalb nicht preisgeben, weil dieser ein Jude ist, d. h. zum auserwählten Volke Gottes gehört. Wie fatal die sich dann einstellende Selbstsicherheit und Selbstgefälligkeit ist, ermessen wir an der zornigen Drohrede des Täufers Johannes, die in der vorigen Betrachtung genannt ist. Man hat den Eindruck, daß es aber auch Juden gab und gibt, die nun doch nicht ohne weiteres unter solches Verdikt fallen. Im sogenannten vierten Esra-Buch finden wir 8, 35 f. die ergreifende Aussage: „...in Wahrheit ist niemand unter den Weibgeborenen, der nicht gesündigt, niemand unter den Lebenden, der nicht gefehlt hat. Denn dadurch wird deine Gerechtigkeit und Güte, Herr, offenbar, daß du dich derer erbarmst, die keinen Schatz von guten Werken haben.“ Soweit sich bei solcher Einsicht nicht doch wieder ein Stück Wertgerechtigkeit und Frömmigkeit einschleicht, indem man sich nun durch Sündenbekenntnis und Bußgebet die Gnade Gottes verdienen will, kommen wir mit dem zuletztgenannten Zeugnis in die Nähe derer, die im Judentum der Zeitwende von den pharisäischen Frommen abgelehnt, dafür aber von Jesus als dem Messias angenommen wurden. Es sind die Stillen im Lande, die Demütigen, die „Armen“, die ethisch und kirchlich vom offiziellen Judentum abwichen und von Jesus Christus selig gepriesen wurden. Diese nach der Gerechtigkeit immer Hungernden und Dürstenden, denen jeglicher Selbstruhm vergangen ist, zu denen in Jesu Gleichniserzählung der Zöllner im Gegensatz zum Pharisäer zu zählen ist, lassen das wahre Volk Gottes als den „heiligen Rest“ erkennen und bedeuten die wesentlichste Klammer zwischen dem Alten und dem Neuen Bund. Wer wachsam und nüchtern in die Heilige Schrift als die Weisung Gottes hineinsieht, wer in der Nachfolge Jesu Christi dessen Armut bedenkt und in ihr das A und O des Reichtums Christi erkennt (vgl. Phil. 2, 5 ff.), der weiß zu künden von der festen Klammer zwischen dem Alten und dem Neuen Bund schon und gerade in der Gestalt Abrahams.

Am Anfang Israels steht dieser Abraham, von dessen Glaube zuvor die Rede war und von dessen Verheißung nunmehr die Rede ist. Da hat der rechte Typus in fernen Zeiten unter der Verheißung gelebt. Erst über 400 Jahre später ist das Gesetz im engeren Sinne dazugekommen und kann nicht die alte, ewig

junge Verheißung aufheben. Es ist hier wie bei einem Testament, das aufgesetzt worden ist und gültig ist, ohne jemals durch spätere Zusätze außer Kraft gesetzt werden zu können.

So verständlich das in sich ist, so unverständlich aber ist es dann, daß und wie Jesus Christus auf den Plan tritt. Es ist ein wunderbar spitzfindiger Einzelschriftbeweis, daß, rein formal gesehen, alles im Bereich der Abrahamsverheißung an dem Wort „Same“ in seiner singularischen Verwendung hängen soll. Es leidet keinen Zweifel, daß sowohl das im Urtext stehende hebräische als das von Paulus griechisch zitierte Wort eine Kollektivbedeutung hat und sich daher auf die Nachkommenschaft des Abraham bezieht, was ja von Paulus selbst nachher in Vers 29 keineswegs bestritten wird. Bei alledem aber ist, sachlich gesehen, der aus dem Singular „der Same“ abgeleitete Gedanke unausdentbar reich und großartig im Vollsinne des Wortes. Wir sehen hier in ein Geheimnis hinein und können mit unserem Denken und Nachdenken nur ein wenig den Vorhang vor dem Allerheiligsten lüften. Anderswo, wenn der Apostel etwas ganz Besonderes zu sagen hat, gebraucht er ausdrücklich das Wort „Geheimnis“, das uns als griechisches Fremdwort aus dem Lateinischen vertraut ist: *mysterium*. Es sei nur an 1. Kor. 15, 51 erinnert, wo Paulus nach sehr langen Erörterungen über die leibliche Auferstehung Jesu Christi und der Christen zu sagen sich gedrängt fühlt: „Siehe, ich sage euch ein Geheimnis.“ Was für die Menschen Geheimnis ist und bleibt, ist Enthüllung, Offenbarung von Gott her. Hier bei Christus als dem Samen Abrahams, wir dürfen wohl zur Verdeutlichung sagen, als dem Repräsentanten der geistlichen Nachkommenschaft Abrahams, ist etwas erkannt, mit dem die Kirche steht und fällt. Als Volk Gottes ist sie nicht ein Verein, der einmal von einem nun längst toten Präsidenten gegründet und dann geleitet worden ist, sondern vielmehr die dauernde Verkörperung Jesu Christi, wobei in einer eigentümlichen Bildermischung dieser Christus vornehmlich das Haupt seiner Kirche ist. Was rein denkmäßig nicht so ohne weiteres zusammengehören kann, gehört in der Sache deshalb zusammen, weil Christus zugleich ist der Erhöhte, von uns Abgesonderte (das Haupt der Kirche) und der in unserer Gemeinschaft Gegenwärtige (die Kirche als der Leib Christi). So sehr Christus

Gottes Sohn, Bote an uns und Geist für uns ist, so wenig ist er nun eingespannt und eingesperrt in das Gefängnis der vergänglichen Zülle unseres Denkens, er, der von uns gepriesen wird als der „Durchbrecher aller Bande“. Bei allem vom Apostel angewandten Scharfsinn kann hier letztlich nur undeutlich gestammelt werden.

Um so deutlicher ist aber die Wirkung dieses Repräsentanten Christus, die Paulus nicht denkmäßig entfaltet, auf die er vielmehr am Schluß seines Denkens einen Hymnus anstimmt (Vers 25—28). Die Christusangehörigen sind Gottes Kinder, und alle diejenigen, die in Christus hineingetaucht sind, haben damit Christus angezogen, d. h. der Christenmensch ist nun nicht mehr der alte, sündige Adam. Nur an dieser Stelle sind die nicht zu leugnenden, aber doch nur vorläufigen, einmal aufhören werdenden Unterschiede von Völkern, Ständen und den beiden Geschlechtern aufgehoben. Alle die vielen, angestregten, edlen Bemühungen, wie sie möglicher sind, als man weithin meint, und wie sie nötiger sind, als man da und dort zugeben will, vom Menschen aus die volkhaften, sozialen und geschlechtlichen Unterschiede zu beseitigen, werden gemessen an der Tat des einen und einzigen Herrn und erweisen sich als Versagen, Stümperei, Bankerott. Die Menschheit hat lange auf dem Pulverfaß gefessen, und an vielen Orten sind Menschen und Völker ohne Zahl von einer schrecklichen Explosion des aufgehäuften Pulvers vernichtet worden. Andere sitzen weiter auf dem Pulverfaß und verlieren in ihrer Angst alle Orientierung, leben noch, sterben aber innerlich ab. Die paulinische siegesgewisse Feststellung, daß alle Christen Einer sind in Jesus Christus, betrifft dabei Aufhebung und nicht Abschaffung der genannten Unterschiede. Was herauskommt, wenn Menschen von sich aus die Einheit herstellen wollen, zeigt die Geschichte vom Turmbau zu Babel, wo Gott der Herr nein gesagt hat, während im Pfingstereignis die sprachlich und volkhaft getrennten Menschen einander verstehen. Die daraus von Paulus abgeleitete Feststellung (vgl. dazu Kol. 3, 11, wo eine ähnliche Aussage durch die Einbeziehung der Skythen noch drastischer gestaltet ist) ist ein aufrüttelnder Appell: Radikal anders wird es unter den Menschen erst dann, wenn Christus der wohl still, aber doch tatsächlich wirkende Herr, der heimliche König ist.

Ließen wir ihn und seinen Geist an uns wirken, dann sähe es in unseren kleinmütigen, schwachen Herzen anders aus, anders auch in der weiten, angstgepeitschten Welt!

Das Gesetz des Alten Bundes schafft dies alles nicht. Aber damit ist nicht alles gesagt. Die nicht hoch genug einzuschätzende Bedeutung des Gesetzes darf nicht in einer irreführenden antinomistischen Stimmung misachtet werden. Das Gesetz ist etwas Mittelbares und Vorläufiges, soweit es um das Ziel der Menschen geht. Während Gott mit Abraham unmittelbar sprach, spielen beim mosaischen Gesetz vermittelnde Engel als Zwischenwesen und als der nötige Mittler eben Moses eine Rolle. An sich könnten die hier tätigen (guten) Engel die Herrlichkeit des Gesetzes kennzeichnen. Eher aber ist an die Unzulänglichkeit des Gesetzes, das an der vorausgegangenen Verheißung gemessen wird, zu denken. Jedenfalls sind gewisse Engelmächte vorläufige Wesen, über die von Seiten der Gläubigen sogar am Ende der Tage gerichtet werden wird (1. Kor. 6, 3). Die recht verstandene Vorläufigkeit des nachträglich gegebenen Gesetzes ist aber nun doch etwas Positives.

Der Apostel selbst fragt deutlich genug: „Was soll denn das Gesetz?“ und antwortet auch deutlich genug: „Um der Übertretungen willen wurde es hinzugefügt.“ Gesetz ist Gericht; es klärt unsere Sünde und Schuld ab; es zeigt uns, daß wir arm und schwach sind und der Hilfe bedürfen. Dieses Gesetz kann nicht lebendig machen, wohl aber zu dem in Christus aufbrechenden und von uns im Glauben angenommenen Leben den entscheidend vorbereitenden Dienst tun. Alles, was hier noch zu sagen ist, wird von Paulus in dem Satz zusammengefaßt: „Also ist das Gesetz unser Pädagoge auf Christus.“ Auf Grund der vorgelegten Auslegung im ganzen und im einzelnen ist unter dem „Pädagogen“ eine positive Größe im Bereich der Vorläufigkeit zu verstehen. Gewiß hat der Sklave, der im Altertum als „Knabenführer“ (wörtliche Übersetzung von παιδαγωγός) oder Hofmeister den ihm anvertrauten Schüler zur Schule zu bringen und seine äußere Erziehung zu überwachen hat, nicht die Funktion des eigentlichen Erziehers und Lehrers. Aber schließlich ist auch schon eine solche Hofmeistertätigkeit nicht belanglos. Und dann darf nicht vergessen werden, daß solche Sklaven oft gebildete Menschen waren und so doch in

die Arbeit dessen, den wir einen „Pädagogen“, einen Erzieher, nennen, hineinwachsen.

Die Schule Gottes bedarf nicht mehr des so verstandenen Gesetzes, sondern verweist uns an Christus. Damit schließt sich die paulinische Betrachtung unter ausdrücklicher nochmaliger Hervorhebung des Schriftbeweises: Wenn wir Christi Eigentum geworden sind, so erfüllt sich damit die Verheißung an uns als dem Samen Abrahams. Gott hat dem Abraham durch die Verheißung ein Geschenk gemacht; das hier gebrauchte echte Perfekt ist Gegenwart, da die Gläubigen jetzt noch dieses Geschenk besitzen. Die Christen als Kinder Gottes sind Erben gemäß der Verheißung.

Exkurs über den παιδαγωγός.

Weil der prägnante Sinn von παιδαγωγός Gal. 3, 24 f. noch immer umstritten ist, empfiehlt sich ein lexikographischer und biblisch-theologischer Exkurs. Luthers „Zuchtmeister“, das auch in viele neuere Übersetzungen übergegangen ist, auch in die neueste Zürcher Bibel, ist vom Reformator selbst richtig verstanden worden, wenn er sagt: «Lex enim ad gratiam praeparat, dum peccatum revelat et auget, humilians superbos ad auxilium Christi desiderandum», hat aber für unser Sprachgefühl nicht die richtige Abstönung, wenn durch die Betonung harter und grausamer Zucht das Gesetz schließlich als ein in sich unzulängliches und eigentlich unnötiges Instrument betrachtet wird. Deshalb ist oben von einem „Hofmeister“ gesprochen, und es ist durchaus verständlich, daß manche neuere Übersetzer und Erklärer geradezu an einen „Erzieher“ denken. Eine sonst nicht vertretene Erklärung findet sich bei Wilhelm Vischer, Das Christuszeugnis des Alten Testaments I 1934, S. 281: „Paidagogos, das Luther nicht ganz passend mit Zuchtmeister wiedergibt, ist einfach die griechische Übersetzung von 'Omén, dem Wärter des unmündigen Kindes. Und wenn man die Stelle im Galaterbrief ins Hebräische übersetzt, so zeigt sich ein schönes Wortspiel, das kein Spiel, sondern der prägnante Ausdruck der Sache ist. Ehe denn die 'Aemuna (das ist das Schwort von der Wurzel 'amen und bedeutet die Bestätigung oder der Glaube) kam, wurden wir unter der Thora (der Weisung, dem Gesetz) verwahrt und verschlossen auf die 'Aemuna hin, die da sollte offenbart werden. Also ist die Thora unser 'Omén geworden auf Christus hin, damit wir durch die 'Aemuna gerecht würden...“ Sachlich ist diese Erklärung erwägenswert, aber sprachlich nicht haltbar. Denn 1. Paulus hat hier als griechisch Schreibender ein bekanntes griechisches Bild verwendet. Wenn auch bei der Übersetzung ins Hebräische durch die Einbeziehung von 'emānā = *πίστις* ein schönes Wortspiel herauskommt (so in der hebräischen Übersetzung des Neuen Testaments durch Franz

Delitzsch), so ist damit nichts bewiesen. Das von mir oben S. 12 zitierte Wort Joh. 14, 6 „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ enthält im lateinischen Text der Vulgata eine schöne Alliteration «ego sum via et veritas et vita», aus der ja nun nicht gefolgert werden kann, daß diese Stelle ursprünglich lateinisch konzipiert gewesen sei. 2. Was das Verhältnis des griechischen παιδαγωγός zum Jüdischen anbelangt, so ist zu beachten, daß den Rabbinen das griechische Wort geläufig war. Es gehört zu den griechischen Fremd- bzw. Lehnwörtern, die sich auch sonst im Talmud finden. 3. Was das Verhältnis des hebräischen 'ōmēn zum Griechischen anbelangt, so ist zu beachten, daß die Septuaginta-Bibel das ein halbes Duzend Mal vorkommende Wort immer mit τῆγνός (Pfleger, Erzieher) wiedergibt. Wenn παιδαγωγός „einfach die griechische Übersetzung“ von 'ōmēn wäre, so wäre es nicht zu verstehen, daß sich die LXX diese Übersetzung hätte entgehen lassen. — Walter Baumgartner, den ich um Auskunft bat, hält παιδαγωγός für „spezifisch griechisch“ und meint: „Dem 'ōmēn entspricht τῆγνός besser als παιδαγωγός, letzteres ist gewissermaßen die höhere Stufe, jenes ist für das Kleinkind und den Säugling. Natürlich ist die sachlich-zeitliche Grenze fließend, so daß gelegentlich 'ōmēn wie ebenso τῆγνός in einer höheren Funktion erscheint und einem παιδαγωγός ungefähr entspräche. Daß Franz Delitzsch aman verwendet, beweist nichts.“ — Jakob Witz, den ich ebenfalls um Auskunft bat, votiert so: „Die Meinung Wilhelm Visschers betr. παιδαγωγός leuchtet mir nicht ein. Schon deshalb nicht, weil ja nach Paulus der νόμος eben nichts mit Glaube ('emūnā) zu tun hat. Daß Franz Delitzsch das Wort mit 'ōmēn wiedergibt, will nichts sagen. Denn in seiner Übersetzung des Neuen Testaments hat Delitzsch grundsätzlich, soviel als nur immer möglich, den Wortschatz des hebräischen Alten Testaments verwendet (so daß diese Übersetzung jetzt eine Sprache aufweist, die nie gesprochen worden ist, weder zur Zeit des Neuen Testaments, noch jemals früher oder später). Und nach jenem Grundsatz konnte er παιδαγωγός mit keinem andern alttestamentlichen Worte wiedergeben als mit 'ōmēn, weil sich im Alten Testament kein anderes entsprechendes findet. Übrigens, weil in Gal. 3, 24 die Thora Subjekt ist, so hat Delitzsch richtig auch das παιδαγωγός mit dem Femininum 'ōmenet wiedergegeben. Dieses Wort heißt ‚Amme‘, entspricht also noch weniger dem spezifisch griechischen Ausdruck παιδαγωγός und der dahinter liegenden griechischen Sitte. Auch in 1. Kor. 4, 15 übersetzt Delitzsch mit dem Plural 'ōmenim. Salkinson-Ginzburg übersetzten in Gal. 3, 24 f. mit 'ōmenet und in 1. Kor. 4, 15 mit mōrim (Lehrer). Das christlich-palästinensische Targum gibt in Gal. 3, 24 f. (1. Kor. 4, 15 liegt nicht vor) das παιδαγωγός in einem Textzeugen mit demselben griechischen Wort wieder, in einem anderen Textzeugen mit medabberānā (Führer). Die Peschitta sagt an beiden Stellen tarā (Erzieher). Diese beiden alten Übersetzungen haben also auch nichts von einem Wortspiel ausgedrückt.“

4, 1—20: Die Christen als Kinder und Erben.

Die Christen als Kinder Gottes sind Erben gemäß der Verheißung. Dieser am Schluß der vorigen Betrachtung stehende Satz ist ein so gewichtiges Bekenntnis, daß über die persönliche Erfahrung hinaus die Schriftbezogenheit für alle sich weiter anschließenden Aussagen grundlegend bleibt. Wohl findet sich in dem Abschnitt 4, 1—20 kein einziges Schriftzitat, aber die Schrift schimmert durch, und zwar so stark, daß alles ohne diese Licht- und Kraftquelle dunkel und schwach wäre.

Paulus nimmt das noch einmal auf, was er 3, 1—5 über das Leben des Christen einst und jetzt gesagt hat. Es ist nicht so, daß er hier nun unpersönlicher zu seinen angefochtenen Galatern spräche. Ganz im Gegenteil, die Erinnerung an die Vergangenheit ins Allerpersönlichste, Intimste, fast etwas Beschämende hinein, wird stärker und stärker. Der Apostel ringt angestrengt um die ihm anvertrauten Seelen. An die Stelle der schroffen Anrede „ihr unverständigen Galater“ (3, 1) tritt nun der herzbezwingende Ton „meine Kinder“ (4, 19 τέκνα μου, was in manchen Handschriften durch τέκνιά μου „meine Kindelein“ ersetzt und damit richtig ausgelegt ist). Wieso seine, des Apostels, Kinder? Ja, Paulus fühlt sich nicht nur als den Vater seiner Gemeinde, sondern sogar als deren Mutter, die für ihr Kind erneut Geburtswehen leidet (wahrscheinlich ist Vers 19 trotz der Mischung des Vater- und des Mutterbildes unmittelbar so zu verstehen; immerhin ist die andere Auslegung erwägenswert, daß nicht unmittelbar an die Mutter, sondern an den die Geburt mitansiehenden und dadurch mitgepeinigten Vater gedacht ist). Obwohl so viel zwischen Mutter und Kind sich hin und her ereignet hat, so ist's doch so, als wenn das geborene Kind immer noch nicht recht ausgetragen wäre. Was alles ist zwischen dem Apostel und seinen Galatern hin und her gegangen? Als er mit seiner Missionsbotschaft

zum ersten Mal zu ihnen kam, entstand sofort ein überaus herzliches Verhältnis von Mensch zu Mensch. Das war gar nicht so selbstverständlich, daß man einen fremden Wanderlehrer einfach an- und aufnahm, ohne daß es zu Ablehnung oder gar Kränkung kam. Die in der Welt herumziehenden Propheten und Bettelphilosophen waren den arbeitenden und sorgenden Menschen oft eine richtige Landplage. Dabei machte der Wanderprophet Paulus nicht mal eine gute Figur. Er war nicht, wie mancher andere, eine laut gellende „Klingel des Erdkreises“, ein cymbalum mundi, eine kräftige Weltposaune, wie sie sogar dem Weltkaiser imponieren mochte. Nein, dieser Apostel Jesu Christi konnte nur „in Schwachheit des Fleisches die Frohbotschaft verkündigen“ (Vers 13); er war ein chronisch kranker Mann, dem „ein Pfahl ins Fleisch gegeben war“ (2. Kor. 12, 7); seine Krankheit war so abstoßend, daß die Hörer eines solchen Predigers hätten vor ihm ausspeien mögen (Vers 14). Doch alles kam anders. Diese beweglichen Galater ließen sich nicht von ihren Instinkten mitreißen. Geradezu rätselhafterweise imponierte ihnen dieser schwache und franke Prediger. Dieses unerwartete Geschehnis weiß Paulus nach Jahren nicht genug zu rühmen: „Ihr habt eure Versuchung an meinem Fleisch nicht verachtet (diese etwas unklare Ausdrucksform verbindet zwei Vorstellungen miteinander: ihr habt mich in der Schwäche meines Fleisches nicht verachtet, und damit seid ihr der Versuchung, so etwas mir anzutun, nicht erlegen)..., sondern wie einen Engel Gottes habt ihr mich aufgenommen, ja wie Christus Jesus (selbst) (Vers 14)... ich bezeuge euch, daß ihr euch womöglich eure Augen ausgerissen und sie mir gegeben hättet“ (Vers 15).

Was folgt aus solcher Vergangenheit für die Gegenwart? Genau wie in dem noch einmal zu nennenden Abschnitt 3, 1—5 betont Paulus auch hier ebenso schlicht wie stark die innere Unmöglichkeit eines die gute Vergangenheit vernichtenden bösen Mangels an Folgerichtigkeit. „Wo ist nun eure Seligpreisung?“ (Vers 15). Gemeint ist: Wo bleibt nun euer einstiges Rühmen? Was ist nun eigentlich daraus geworden, daß ihr euch einst selig gepriesen habt? Luthers freie Übersetzung „Wie waret ihr dazumal so selig!“ trifft gut den Sinn des paulinischen Appells. In diese Herzlichkeit ist aber auch Bitter-

keit gemischt. Bittere Ironie ist's, wenn der zur Folgerichtigkeit im Denken und Handeln aufrufende Mahner ausruft: „Also bin ich euer Feind gewesen, als ich euch (damals) die Wahrheit (des Evangeliums) sagte?“ (Vers 16). Nüchtern besehen läuft doch der drohende Abfall der Galater auf eine Treulosigkeit gegenüber ihrem ersten Apostel der einzigen Wahrheit hinaus: „Sie (die Judaisten) umwerben euch nicht in guter Absicht, sondern wollen euch ausschließen, damit ihr sie umwerbt“ (Vers 17). Wenn ihr euch gegen meine Person einnehmen laßt, so laßt ihr euch ja gerade für andere Personen einnehmen. „Gut ist's jedoch nur, im Guten umworben zu werden allenthalben, und nicht nur, solange ich bei euch anwesend bin“ (Vers 18). Ihr macht überhaupt viel zu viel Wesens von persönlicher Gefolgschaft gegenüber dem gerade anwesenden Führer. Solches Verhalten ist unsachlich. Sehr sachlich, nüchtern, ironisch rechnet Paulus das alles Stück für Stück vor, um aber schlußendlich damit nicht sein letztes Wort gesagt haben zu können. Mit andringender Herzlichkeit schließt er vielmehr so: „Ach, ich wollte aber doch bei euch (jetzt) anwesend sein und meine Stimme ändern, weil ich keinen Weg unter euch weiß“ (Vers 20). Gerade der wortgewaltige Apostel weiß davon, wie schwach auch das herzlichste Menschenwort immer wieder ist. Seine Stimme zu ändern, ihr einen anderen, besseren, wirksameren Klang zu geben, ist nur ein frommer Wunsch. Dieser übliche Weg der Menschen ist dazu verdammt, Weglosigkeit (das ist der wörtliche Sinn der *ἀπορία*, der Aporie), Verlegenheit zu werden. Weil das so und nicht anders ist, kommt der Apostel an dieser Stelle zurück auf den Schriftbeweis, den er in neuer Form bringt (Vers 21—31).

Daß ausdrücklich ein weiterer Schriftbeweis angehängt wird, macht erneut deutlich, daß der herzliche Erfahrungsbeweis der Verse 12—20, dem wir uns wegen seiner Intensität nicht haben entziehen können und wollen, im Bereich des paulinischen Denkens und Redens nicht isoliert werden darf, so kräftig ja wohl auch die isolierten Aussagen an sich schon sind. Schon innerhalb der besprochenen Ausführungen vergißt ja der Apostel es nicht, von sich selbst auch wieder wegzudeuten und auf Christus hinzuweisen. Seine neuerlichen Geburtswehen haben nur das eine Ziel, „bis daß Gestalt gewinne Christus in euch“ (Vers 19).

Man könnte diese betonte Zielsetzung wohl dahin verstehen, daß Christus in jedem einzelnen Christen aufs neue Mensch werden soll, daß jeder Christ die sichtbare Darstellung des unsichtbaren Christus werden darf. Vielleicht ist aber diese christologische Zuspitzung durch zu starke Belastung des Wortes „Gestalt gewinnen“ (*μορφοῦσθαι*) zu weit getrieben und die Zielsetzung eher so zu verstehen: Christus soll in uns eine solche Gestalt gewinnen, daß er in uns als ein neues Ich lebendig und lebendig-machend wird.

Nur im Blick auf dieses Ziel wagt Paulus seinen persönlichen Mahnungen eine persönlichste Aufforderung voranzustellen: „Werdet wie ich, weil auch ich bin wie ihr!“ (Vers 12). Für sich genommen, könnte dieser kurze, lapidare Satz auf die innerste Verbindung zwischen dem führenden Mystagogen und den von ihm geführten Mysten hinweisen. Das kann aber schon wegen des Christuszieles nicht gemeint sein. Es kommt hinzu, daß das „bin“ in dem Nebensatz nicht mal gesichert ist, weil es im griechischen Text fehlt (es erinnert dieses Fehlen der Kopula, des Hilfszeitverbiums, ans Semitische, ans Hebräische oder Aramäische), so daß also nur dasteht: „weil auch ich wie ihr“. Statt eines „bin“ ist auch ein „war“ möglich. Sachlich richtig ist hier die Übersetzung bezw. Paraphrase der Zürcher Bibel: „Werdet gesetzesfrei wie ich, denn auch ich bin gesetzesfrei geworden wie ihr einst wart.“ Damit ist durchaus zutreffend zum Gegensatz von „einst“ bezw. „damals“ (*τότε μὲν* Vers 8) und „jetzt“ (*ὡὐν δὲ* Vers 9) zurückgelenkt, und zwar im Rahmen des Schriftbeweises.

„Einst und jetzt“ umspannt einen zugleich zeitlichen und logischen Gegensatz. Dieses „jetzt aber“ ist genau so wie das „jetzt aber“ Röm. 3, 21 auch und gerade ein „nun aber“, d. h. die Kennzeichnung der zeitlich-sachlichen Wende von dem die Sünde aufzeigenden Gesetze zur beseligenden Frohbotschaft. Der Apostel kann sich in den Versen 1—11 nicht genug tun, große Gegensatzpaare zu nennen und durch Wiederholungen zu unterstreichen. Das einstige, das alte Sein des Menschen vor und ohne Jesus Christus umschließt Unmündigkeit, Versklavung unter Vormünder und Verwalter, unter die Elemente der Welt, unter das Gesetz, unter Götter, die in Wirklichkeit keine sind, unter die schwachen und armen Elemente, bedeutet Nichterken-

nen Gottes. Das jetzige, das neue Sein des Menschen nach und mit Jesus Christus umschließt Mündigkeit, Freiheit, den vom Vater festgesetzten Zeitpunkt, die Fülle der Zeit, die Loskaufung, die Einsetzung in die Sohnschaft, die Sohnschaft selbst, das Erkennen Gottes, d. h. vielmehr das Erkenntwerden von Gott. Sehr beachtlich ist die überströmende Plerophorie, die bunte Ausdrucksfülle, durch welche die Zeitfülle beschrieben, vielmehr (richtiger gesagt) gepriesen wird.

Das Scharnier, das Band, das die genannten beiderseitigen Gelenke fest zusammenhält, ist mit der Tat Gottes in Jesus Christus ein für alle Male gegeben. (Es sei hier erinnert an das häufige *ἀπαξ* oder *ἐφάπαξ* im Hebräerbrief und an zentrale Bekenntnisaussagen wie 1. Petr. 3, 18: „Christus hat einmal für unsere Sünden gelitten“, Judas 3: „Der Glaube, der den Heiligen einmal überliefert worden ist“, Judas 5: „Ihr wißt, daß der Herr das Volk aus dem Land Ägypten einmal errettet hat“, oder bei anderer Wortstellung: „Ihr wißt einmal, d. h. ein für alle Male, daß der Herr das Volk aus dem Lande Ägypten errettet hat“, Röm. 6, 10: „Was er [Christus] starb, das starb er einmal der Sünde“. Für jede Aussage über Christus, über die Kirche, über unser Heil gilt dieses „einmal“ im Sinne von „ein für alle Male“, ob es nun ausgesprochen ist oder nicht.) „Gott sandte seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan“ (Vers 4). Das ist das zugleich knappste und gefüllteste Kerygma, d. h. die zusammenfassende Bekenntnisaussage über Jesus Christus, die genau so inhaltschwer ist wie das reicher ausgestattete Kerygma Phil. 2, 6—11. Die ganze Geschichte des Christus auf Erden in seiner Niedrigkeit ist Gal. 4, 4 in eine Doppelaussage zusammengedrängt: Christus wurde ein wirklicher Mensch und hat als solcher in seinem messianischen Sein das ganze Gesetz erfüllt. Das alles steht nicht beziehungslos da, sondern ist denkbar, nein, unausdenkbar beziehungsreich: „Denn ihr kennt die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, daß er, obwohl er reich war, um euretwillen arm wurde, damit ihr durch seine Armut reich würdet“, so heißt es 2. Kor. 8, 9. Dieses „um euretwillen“ ist im Galaterbrief in der Weise festgehalten, daß noch einmal von der Sendungstat Gottes gesprochen wird: „Gott hat den Geist seines Sohnes gesandt in eure Herzen, der

laut ruft: „Abba, Vater!“ (Vers 6). Wir Menschen sollen uns um den göttlichen Geist Christi bemühen, so daß dieser Heilige Geist irgendwie das Objekt unserer Bemühungen wird. Das schillernde „irgendwie“ bedeutet aber nun eine wesentliche Einschränkung. Doch wie? Der Heilige Geist als solcher ist im Grunde genau so wie Gott der Vater und Gott der Sohn das entscheidende personhafte Subjekt. Als der Paraklet, der Fürsprecher, „nimmt er sich unserer Schwachheit an“ (Röm. 8, 26); „eben dieser Geist bezeugt unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind“ (Röm. 8, 16). Was besagt solches Handeln des Schöpfers Geist (creator spiritus) für uns? Nichts anderes als unser Ausgeschaltetwerden bis zu dem Punkt, daß wir nur schreiend stammeln können. An beiden zuletzt genannten Stellen ist das die für uns Menschen mögliche und nötige Antwort auf das herrliche Walten des Heiligen Geistes: „Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; aber der Geist selbst tritt für uns ein mit unaussprechlichen Seufzern“ (Röm. 8, 26); „ihr habt den Geist empfangen...“, in dem wir laut rufen: „Abba, Vater!“ (Röm. 8, 15). An unserer Galaterbriefstelle (Vers 6) ist daselbe noch pointierter gesagt, wenn der Heilige Geist, der Geist des Sohnes Gottes, in seiner Beziehung zu uns nur als das uns leitende herrscherliche Subjekt erkannt ist.

Sich hier von dem allein zum Herrschen Befugten nicht leiten lassen wollen, ist der beklagenswerteste Rückfall in den alten Zustand des Götzendienstes. Es mag den Galatern einigermaßen verblüffend gewesen sein, daß ausgerechnet ihnen, die sich energisch von ihren früheren Göttern abgewendet hatten und ihre Annahme des einen Gottes durch die Zusatzpredigt der Jüdaisten sich vertiefen lassen wollten, der Vorwurf des Götzendienstes gemacht wurde. Es ist das alte leidige Lied, wie es von jeher gegen die beharrliche Loslösung vom „bloßen“ Glauben an Gottes Tat an uns in Jesus Christus hat erschallen müssen und auch heute erschallen muß, wenn diese Loslösung als vermeintliches Fortschreiten und Vertiefen in Wirklichkeit ein Rückschreiten und Verflachen ist. Im äußersten Grenzfall, der dabei grell aufdeckt, was in einem schwer durchsichtigen Halbdunkel schwelt, wird aus dem neuen „Glauben“, aus dem betonten Unglauben nun gerade Aberglaube. Es ist fast wie ein dämonisches Gesetz, daß im Zuge aller möglichen Ersatz-

religionen der abgelehnte Glaube an Gottes freie Treue ersetzt wird durch den Fatalismus einer astrologischen Metaphysik. Damit sind wir in nächster Nähe der galatischen Situation. Christus war, wie wir gesehen haben, „unter dem Gesetz“, indem er es wirklich erfüllte. Diese von den „gesetzstreuen“ Judaisiten eingefangenen Christen bleiben „unter dem Gesetz“ (das *ἐπὶ νόμον* in Vers 4 und 5 ist eine wichtige Entsprechung, die richtig bedacht werden muß), indem sie zwangsläufig in die Versflavung durch die „schwachen und armen Elemente (der Welt)“ geraten (Vers 9). Der vielschichtige Ausdruck „Elemente“ (*στοιχεῖα*) bezieht sich in der Hauptsache auf „Naturmächte“ (die Zürcher Bibel gibt diese Übersetzung und dazu eine kurze aufschlußreiche Erklärung), denen die Galater als Seiden mit ihrem Glauben etwa an die Gestirne verhaftet waren und denen sie als judaisierende Christen wieder verhaftet werden. „Ihr beobachtet (genau) Tage und Monate und Zeiten und Jahre“ (Vers 10), das ist der konkreteste Vorwurf gegen jüdische Praktiken, die sich von dem vermeintlich überwundenen heidnischen Gestirndienst nicht unterscheiden. Was da im einzelnen gemeint ist, läßt sich vielleicht ausführlicheren paulinischen Polemiken gegen das Halten von besonderen Fasttagen (Röm. 14, 5) oder feiertagen, Neumonden oder Sabbaten (Kol. 2, 16) in Verbindung mit einem verworrenen „Engelkult“ (*θρησκεία τῶν ἀγγέλων* Kol. 2, 18), durch den man den Christusglauben („Christuskult“ mit seinem synergistischen Geschmack gibt es im Neuen Testament nicht!) ergänzen möchte, während man damit in einen „selbsterwählten Kult“, in eine „selbstgemachte, eigenwillige Religion“ hineinschlittert (die von Paulus selbst Kol. 2, 23 geprägte Wortbildung *ἐθελουθρησκία* findet sich nur noch bei einigen Kirchenvätern jeweils *sensu malo*). Die summa ist: solches judaisierende Christentum ist Heidentum!

Rechtes Israel, geistliches Israel, wie es von Israels Vätern, vorab von Abraham, und von Israels Schriftpropheten gelebt und gelehrt wurde, ist etwas anderes. Das ist „Kindschaft“ und „Erbschaft“, auf der alles wahre „Erkennen Gottes“ als ein „von Gott Erkanntwerden“ allein sicher ruht. Es verlohnt sich nicht nur, sondern es ist schlechterdings notwendig, dieser Terminologie, wie sie in und für Israel lebendig ist, genau nachzudenken.

Was uns als „Gotteskindschaft“ geläufig ist, heißt wörtlich „Sohnessetzung“ (*υιοθεσια*), Adoption, Annahme an Kindesstatt, die rechtskräftig wird durch den Willen des Vaters. Die Bibel Alten und Neuen Testaments redet sehr viel vom Kindessein, vom Sohnsein des Menschen und dementsprechend viel von Gott als dem Vater der Menschen. Moses ruft, um das Verbot heidnischer Trauerbräuche zu begründen, dem von ihm geführten Volke zu: „Ihr seid Kinder des Herrn, eures Gottes“ (s. Mose 14, 1). Der große Prophet aus der Verbannung des Volkes Israel spricht: „Du, Herr, bist unser Vater, Unser Erlöser ist dein Name von Urzeit an“ (Jes. 63, 16). Ein anderer Prophet aus der Notzeit des Volkes tröstet mit den Worten aus Gottes Mund: „Ist eigentlich Ephraim mein teurer Sohn, ist er mein Lieblingskind? Sooft ich von ihm rede, muß ich sofort seiner gedenken, darum stürmt mein Herz ihm entgegen, ich muß mich seiner erbarmen“ (Jer. 31, 20). Eine dritte Prophetenstimme stellt gegen alle Verleumdung des Volkes durch andere diesen Zukunftstrost hin: „Man wird zu ihnen sagen: Söhne des lebendigen Gottes“ (Hos. 1, 10; in der Lutherbibel 2, 1), und schwingt sich auf zum Jubilieren über Gottes Spruch und Tat: „Als Israel jung war, gewann ich es lieb; aus Ägypten rief ich meinen Sohn“ (Hos. 11, 1). Die Israeliten als das auserwählte Zeilsvolk sind Söhne, Kinder, ohne daß Gott als der Vater, der immer mitzudenken ist, ausdrücklich genannt werden muß. Alle israelitischen Frommen wollen solche Kinder sein, auch die stolzen, eigenwilligen Pharisäer. Jesus Christus bekämpft den Dünkel seiner eigenen Jünger damit, daß er ein Kind in ihre Mitte stellt; sein Jubelruf gilt den Kindern, denen als solchen das Himmelreich gehört. Die sich anschließende apostolische Predigt versteht unter „Kindschaft“, „Sohnessetzung“ alles, was überhaupt über Gottes Gnade an uns zu sagen ist. Daß Gott gar nicht genannt zu werden braucht, daß unser Begriff „Gotteskindschaft“, was noch einmal unterstrichen werden soll, eigentlich nur „Sohnessetzung“ bedeutet, führt uns in einen eigentümlichen Sachverhalt hinein. Wir sind gewohnt, in der Rede von Gott Vater und seinen Menschent Kindern ein Bild zu sehen, das an dem uns geläufigen Verhältnis zwischen den Eltern, vorab dem Vater, und den Kindern deutlich werde. In der Bibel wird ein umgekehrter

Weg gegangen, der dahin führt, daß das rechte Verhältnis zwischen Eltern und Kindern als das Abbild des Verhältnisses zwischen Gott und uns Menschenkindern, d. h. Gotteskindern deutlich wird. Entscheidend ist nicht vornehmlich der natürliche Zusammenhang zwischen Eltern und Kindern; das würde führen auf das bekannte Verhältnis zwischen den Alten und den von ihnen gezeugten und geborenen Jungen im kreatürlichen Leben. Entscheidend ist darüber hinaus etwas Anderes, wie es gegeben ist in der „Sohnesannahme“, der Adoption, die zu vollziehen nur der Mensch gewürdigt wird — neben Gott, d. h. von Gott her. Anders ausgedrückt: Gott Vater gründet überhaupt erst das rechte Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Das ist der große Trost für uns Menschen, daß wir nicht gefangen und versfangen sind im bloß Natürlichen, sondern verbunden sind im Geistig-Geistlichen, indem nun gerade eine „bloße“ Adoption Rechtskraft im Sinne von Wirklichkeitskraft hat. Im kreatürlichen Leben werden die Jungen flügge und werden eigenmächtig ohne Bindung. Der Mensch bleibt immer gebunden an seine Eltern, denen er gehorchen muß, was seine höchste, volle Vollendung in Jesus Christus als dem Sohn seines himmlischen Vaters gewonnen hat, weil dieser Sohn seinem Vater völlig gehorsam gewesen ist. Das ist der Sinn der Gottessohnschaft Jesu Christi abseits von allen physischen oder auch metaphysischen Spekulationen. Soweit Menschen unter sich abseits vom Kreatürlichen Unterschiede zwischen einem Befehlenden und einem Gehorchenden gemacht haben, sind sie auf die Institution der Sklaverei verfallen, die vor Gott als dem einzigen wirklichen Herrn nicht gilt und deshalb im Bereich der christlichen Frohbotschaft schließlich hat fallen müssen. Wir sollen nicht als Sklaven, sondern als freie, mündig gewordene Söhne gehorchen. Dieser Fortschritt hin zu einer von uns ins Bewußtsein gehobenen Reife bedeutet aber nicht, daß wir Gott gegenüber aus dem Zustand wirklichen, dauernden Kindseins herauskämen. Jesu Christi Forderung an uns, daß wir werden sollen wie die Kinder, bleibt bestehen als eine Forderung, die nichts zu tun hat mit einer romantischen Sicht des unschuldigen Kindes, von dem die Bibel in ihrem unbestechlichen Wirklichkeitsinn nun gerade nichts weiß, und als eine Forderung, die dafür aber auf einen wichtigsten Punkt den

Finger legt, daß nur das wirkliche Kind bei all seinen nicht abzuleugnenden Untugenden den wirklichen Gehorsam kennt. In dieser dauernden Kinderfront gilt das bloße Stammeln: „Abba, Vater!“

Genau wie „Sohnesetzung“ ist auch „Erbchaft“ (*κληρονομία*) ein rechtskräftiger Willensakt. Es reicht zur Erfassung auch dieses Begriffes nicht aus, über das Verhältnis zwischen dem Erblasser und dem Erben nachzudenken, als wenn es um eine bildhafte Übertragung menschlicher Verhältnisse auf göttliche ginge. Vielmehr muß auch hier betrachtet werden die geradlinige und dabei reiche Geschichte Gottes als des Erblassers, der nun allerdings als der Lebendige in einem nicht zu vergessenden Gegensatz zu dem irdischen Erblasser steht, mit seinen Kindern als den Erben. Im Alten Testament ist das angelobte Land Kanaan Israels Erbe (*nachala*) durch Gottes Setzung. In Jesu Gleichnis von den bösen Weingärtnern (Mark. 12, 1—12 u. Parall.) ist der Erbe der Sohn, und das Erbe ist das Reich Gottes. Es besteht hier eine feste Verbindung zwischen Kindschaft und Erbchaft, die im jüdischen Denken christologisch (messianologisch) und eschatologisch nicht so hat abgeklärt werden können wie durch das ganze Neue Testament hindurch. Was Gal. 3, 18 nur kurz gestreift war und in unserem Abschnitt 4, 1 ff. im Rechtsbereich etwas näher betrachtet ist, das erfährt Röm. 8, 17 in unmittelbarer Fortsetzung des vorhin besprochenen Wortes von unserer Kindchaft, deren Siegel der Geist der „Sohnesetzung“ mit seinem stammelnden „Abba, Vater!“ ist, die vollste Entfaltung: „Wenn wir aber Kinder sind, dann sind wir auch Erben, und zwar Erben Gottes, Miterben aber Christi, wenn anders wir (jetzt) mit (Christus) leiden, damit wir auch (dermaleinst) mit (Christus) verherrlicht werden.“ Was die Christusbezogenheit des Erben anbelangt, so ist alles genau parallel der Christusbezogenheit des Kindes. Es mag hier der Hinweis auf den Anfang des Hebräerbriefes genügen, wo als Erstes und Höchstes vom Sohn Gottes gesagt ist: Gott „hat ihn zum Erben von allem eingesetzt“ (Hebr. 1, 2). Von diesem Erben Christus her sind wir Christenmenschen Erben aller Heilsgüter. Da deren Inbegriff das Reich Gottes als die Herrschaft, die Würde, das Sein Gottes, Gott selbst ist, so ist die eschatologische Ausrichtung unserer Erbchaft gegeben. Das

ist im Galaterbrief nicht weiter ausgeführt, aber als wesentlich mitzudenken. Das wirkliche Erbe liegt erst in der Zukunft, wenn alles Irdische verklärt ist. Dies gewußt und gelebt zu haben, ist im Alten Testament vorab Abrahams Bestimmung gewesen. So ist uns der gläubige Abraham Hebr. 11, 8—10 deutlich geworden. Hier ist jetzt nur zu unterstreichen, daß dort die Erzväter Isaak und Jakob als „Miterben ebender selben Verheißung“ nach Abraham genannt sind und daß wir uns in solcher Abrahamskindschaft zu bewähren haben, weil uns die Mahnung gilt, „daß jeder von euch denselben Eifer um die Fülle der Hoffnung bis ans Ende beweisen möge, damit ihr nicht stumpf werdet, vielmehr das Beispiel derer nachahmt, die durch Glauben und geduldiges Ausharren die Verheißungen erben“ (Hebr. 6, 11 f.). Das ist nicht eine matte Zukunftsmusik, sondern etwas, was allein Richtung und Kraft gibt, unsere Gegenwart zu ertragen und zu — meistern!

Zum Schluß eine methodologische Bemerkung, die der Abklärung der Sache dient! Daß Paulus sich hier wie auch sonst einer juristischen Terminologie bedient, hängt natürlich zunächst mit seiner rabbinischen Schulung zusammen, weist aber zurück auf älteste Aussagen Israels über Gott, dessen Sein im Gegenüber zu seinen Menschen nicht physisch oder auch metaphysisch bestimmt, sondern rechtlich geordnet ist. Israels Erbe an uns ist gegeben mit dieser Erkenntnis der Geistigkeit und Freiheit des persönlichen Gottes.

4, 21–31: Die unfreie Zagar und die freie Sara.

Daß wir Kinder Gottes genannt werden, bedeutet, daß wir es auch sind (s. 1. Joh. 3, 1). Denn unsere Nennung durch Gott, dessen Wort wirksam ist (*verbum efficax!*), ist unser Sein durch und aus Gott. Von hier aus kann Paulus die ihm anvertrauten Menschen seine, des Apostels, Kinder nennen. Als Kinder stammen wir leiblich durch eine Generationenfolge von einem Vorfater ab. Für die Juden und Judenchristen steht hier Abraham. Aber auch wir Heidenchristen haben diesen selben Vorfater, jedoch nicht vom Abrahamssohn Ismael, sondern vom Abrahamssohn Isaak her, d. h. nicht von Ismaels Mutter, Zagar, sondern von Isaaks Mutter, Sara, her. Das gilt auch für die Juden, soweit sie den Anspruch Israels in sich tragen, und damit für alle Christen, es seien Juden oder Heidenchristen, als das wahre, geistliche Israel. Diesem Vorgang widmet Paulus einen besonderen Schriftbeweis aus der Abrahamsgeschichte, der das Trennende zwischen den beiden genannten Müttern angibt: „Daher, ihr Brüder, sind wir nicht Kinder der Sklavin, sondern Kinder der Freien“ (Vers 31).

Kein formal ist das alles in sich gut zu verstehen. Ist's aber auch sachlich überzeugend und zwingend? Soweit unser geistlicher Vater Abraham in Betracht kommt, so ist seine Stellung zu uns vorher im Anschluß an die Ausführungen 3, 6–14 über den gläubigen Abraham, dann 3, 15–29 über das Gesetz als den „Pädagogen“ auf Christus und schließlich 4, 1–20 über die Christen als Kinder und Erben, wobei Schriftbeweis und Erfahrungsbeweis ineinandergefügt sind, abgeklärt worden. Aber hier geht es um etwas Neues und Besonderes, das an dem Gegensatz zwischen Zagar und Sara abgelesen werden soll. Paulus will offenbar seinen Schriftbeweis noch überzeugender und zwingender gestalten. Anstatt da ungeduldig zu werden und aus unserer Ungeduld heraus zu räsonnieren, gilt es,

dem neuen, besonderen, krönenden, abschließenden Schriftbeweis Stück für Stück zu folgen.

Paulus beginnt, nachdem er gerade noch seine Verlegenheit gegenüber der galatischen Situation sehr freimütig zugegeben hat (Vers 20), mit einer ironischen, fast rhetorischen Frage, die aber nun doch eine zergliedernde Antwort erheischt. „Sagt mir (doch), die ihr (so gern) unter dem Gesetz sein wollt: hört ihr denn nicht das Gesetz (was es wirklich sagt)?“ (Vers 21). Erneut wird deutlich, daß das Gesetz, der Nomos (ὁ νόμος), sich nicht erschöpft in den uns bekannten Moralgeboten und in den uns weniger bekannten Ritualgeboten, sondern seine nicht auszuschöpfende Fülle in der Thora, der Weisung Gottes, hat, wie sie sich kundtut im Bericht über die Geschichte Gottes mit seinem Volk. In diesem Bericht ist niedergeschrieben die uns bekannte, oft erzählte, oft auch gemalte Geschichte von den beiden Söhnen Abrahams (Vers 22). Nicht umsonst ist neben der Hauptgeschichte von Abraham und Isaak diese Nebengeschichte von Abraham und Ismael erzählt. Wir tun gut, hier überhaupt nicht von Haupt- und Nebensache zu sprechen, sondern von der eigentlichen Geschichte und ihrer Gegen-
geschichte.

In dem Gegensatz zwischen Ismael und Isaak und ihren beiderseitigen Müttern bricht der Gegensatz auf, der durch die ganze Welt, aber nun auch durch jeden einzelnen Menschen hindurchgeht. Wenn Gottesreich und Weltreich gegeneinander stehen, wenn die Kirche als das Volk Gottes dieser beiden Reiche Schlachtgebiet ist, indem sie als die Schar der begnadeten Sünder, der von Gott berufenen Weltmenschen im Gegenüber zur Welt auszuharren hat, so ist das ein Kampf, dem sich kein einziges Individuum entziehen kann. Denn jeder einzelne Mensch, der nicht schläft, sondern wach ist, ist nun auch dieser beiden Reiche Schlachtgebiet. In der Existenz Abrahams hat sich dieser Kampf exemplarisch abgespielt. Doch sehen wir genau zu, wo der scharfe Trennungsstrich gezogen ist!

Wenn Hagar als die unfreie Sklavin und Sara als die freie Herrin einander entgegengestellt sind (Vers 23), so sind wir alle miteinander schnell bei der Hand, uns auf die Seite der Freiheit zu stellen. Und wenn die eine Seite als „Fleisch“ (σάρξ) näher gekennzeichnet wird und die andere als „Ver-

heißung“ (ἐπαγγελία), so möchten unsere Füße noch schneller — ganz selbstverständlich! — nach der zweiten Seite eilen. Seit dem Altertum ist uns solcher hier scheinbar vertretener Dualismus zwischen äußerlich und innerlich, zwischen Fleisch und Geist, zwischen Materialismus und Idealismus geläufig, allzu geläufig. Gewiß — und das nun auch schon seit dem Altertum — gibt es Denksysteme, die eine monistische Lösung postulieren. Aber trotz allem wird jeder sogenannte anständige Mensch auf der Seite des Wahren, Schönen, Guten stehen wollen. Ohne den soeben genannten Dualismus kommt man eben doch nicht aus. Die angestrebten Erörterungen, die hier einsetzen, sind dabei nicht etwas Besonderes, das nur besonders bevorzugten Menschenrassen und Völkern eignete, etwa vornehmlich oder gar ausschließlich nur den „Ariern“ und neuerdings auch den mit ihnen verbündeten „Nichtariern“ bis hin zu den Japanern, sondern auch den heute mehr als je bekämpften Juden. Dem jüdischen Aufklärungsphilosophen Moses Mendelssohn ist von Anfang an auch widersprochen worden. Sogar seine Freundschaft mit Lessing ist nicht in allem durchsichtig. Weil er aber mit den anderen Aufklärern das von Kant und Schiller für die Aufklärung beanspruchte „Sapere aude: habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“ betätigt hat, kann man einen wirklich wesentlichen Einwand gegen diesen Juden Mendelssohn nur bei dem positiven Christen Matthias Claudius, dem „Wandsbecker Boten“, finden, der ein von seinem jüdischen Zeitgenossen verfaßtes Glaubensbekenntnis für „so wenig jüdisch wie christlich“ halten konnte, weil es im Gegensatz zu den „Traditionen seiner (Mendelssohns) weisen nichtspekulativen Väter“ stehe. Im Bereich dieser richtigen biblischen Sicht, daß die alten wahren Israeliten im Gegensatz zu ihren jüdischen und auch christlichen Nachfahren nicht der Spekulation, sondern dem geoffenbarten Gotteswort verhaftet gewesen sind, steht noch einmal die Forderung vor uns, genau zuzusehen, wo der scharfe Trennungstrich gezogen ist.

Er ist nicht gezogen zwischen dem Fleisch oder Leib des Menschen (wie die Ausdrücke Fleisch und Leib sich zueinander verhalten, darüber wird nachher noch zu sprechen sein) auf der einen Seite und dem Geist des Menschen auf der anderen

Seite im Sinne des Dualismus zwischen Materie und Idee, sondern zwischen dem ganzen Menschen samt Leib, Seele und Geist auf der einen Seite und dem Geist Gottes, dem Heiligen Geist, auf der anderen Seite. Die Frage, ob man hier einer dichotomischen (zweiteiligen) oder einer trichotomischen (dreiteiligen) Anthropologie (Lehre vom Sein des Menschen) folgt, ist für den in der Bibel gezogenen Trennungsstrich belanglos. Da aber nun mal diese Unterfrage die Hauptfrage verwischt hat und immer wieder verwischt, ist eine Abklärung geboten. Wir heute, abgesehen von den Anthroposophen mit ihrer von Rudolf Steiner entwickelten Dreiteilung des individuellen und kollektiven Seins, denken in der Hauptsache dichotomisch, d. h. wir lassen den Menschen zusammengesetzt sein aus dem Fleisch oder Leib auf der einen Seite und der Seele auf der anderen Seite und sind gewohnt, den Geist mit der Seele gleichzusetzen; wenn man von der Unsterblichkeit der Seele spricht, so denkt man damit zugleich an den Geist des Menschen. Demgegenüber setzt Paulus die in seiner Zeit weit verbreitete, im Grunde auch sachgemäßere Trichotomie voraus, daß der Mensch aus Fleisch oder Leib und Seele und Geist besteht, ohne dann freilich die sozusagen theologische Folgerung dieser Anschauung zu ziehen, wie sie von den heidnischen Stoikern, den christlichen Gnostikern und ihren anthroposophischen Nachfahren gezogen worden ist und wird. Wie für einen damaligen Stoiker ist für Paulus ein ψυχικὸς ἄνθρωπος, d. h., wörtlich übersetzt, ein „seelischer“ Mensch (so übersetzt einmal Weizsäcker genau und damit mißverständlich, was auch von dem „animalis“ der Vulgata gilt), ein „natürlicher“, „menschlicher“, „fleischlicher“ (so Luther u. a.), ein „sinnlicher“, „irdischer“ Mensch. Die Seele ist eben nicht dasselbe wie der Geist, sondern betrifft nur das animalische Leben bei Mensch und Tier, wie ja auch im Alten Testament und durch die ganze Bibel hindurch die sogenannte Seele nichts anderes ist als das Leben. „Ein ‚natürlicher‘ Mensch nimmt die Dinge des Geistes Gottes nicht an“ (1. Kor. 2, 14). „Diese Weisheit (ironisch ist darunter Neid und Hader verstanden) kommt nicht von oben herab, sondern sie ist irdisch, ‚menschlich‘, teuflisch“ (Jak. 3, 15). Es gibt solche, „die Spaltungen hervorrufen, ‚fleischliche‘ (Psychiker), die keinen Geist haben“ (Judas 19). Nur der Mensch hat oder kann über Fleisch

oder Leib und die „Seele“ hinaus den Geist haben, der nach der stoisch-gnostisch-anthroposophischen Auffassung die göttliche Substanz des Menschen bezeichnet, während Paulus in der auch ihm geläufigen Trichotomie den Menscheng Geist wohl für den feinsten Teil des Menschen als des Geschöpfes Gottes hält, aber nun nicht in pantheistisch-mystischer Weise darüber den selbständigen Geist Gottes, der sich vom Geist des Menschen unterscheidet, außer acht läßt. Glücklicherweise haben wir in der deutschen Sprache eine gute Möglichkeit, den Unterschied zwischen Menscheng Geist und Gottesgeist durch die Verwendung von zwei verschiedenen Adjektiven für πνευματικός, pneumatisch, genau festzuhalten, indem wir „geistig“ und „geistlich“ voneinander sich abheben lassen. Der Mensch als solcher ist geistig, aber noch nicht geistlich, es sei denn, daß er sich vom Geist Gottes, vom Heiligen Geist, bestimmen läßt. Dazu kommt als wesentlich hinzu: So wie die Nennung des Geistes allein noch nicht ausreicht, wenn nicht abgeklärt wird, ob Menscheng Geist oder Gottesgeist gemeint ist, so ist nun bei genauem Zusehen auch ein Unterschied zwischen Fleisch und Leib zu machen. Das Niedere, Unzulängliche, Sündige am Menschen ist das Fleisch (ἡ σὰρξ), das in der Sprache des Alten Testaments mit dem bösen Trieb gleichgesetzt wird, aber nicht der Leib (τὸ σῶμα) an sich. Es kommt ja alles darauf an, daß wir bei der Auferstehung von den Toten einen Leib, d. h. Form und Gestalt, erhalten. Diesen Gesichtspunkt gegen eine alle Substanz verflüchtigende Jenseitshoffnung, wie sie mit einer Hoffnung auf die Unsterblichkeit der Seele, richtiger: des Geistes, gegeben ist, zu verdeutlichen und zu verteidigen, ist das Hauptanliegen des Paulus 1. Kor. 15, wo der Glaube an unsere leibhafte Auferstehung in unauflösender Wechselwirkung mit dem Glauben an die leibhafte Auferstehung Jesu Christi steht.

Abraham will nach alledem nicht als unser geistiger, sondern als unser geistlicher Vater verstanden werden. Für sich allein genommen, könnte er als der nur geistige Vater dastehen. Es ist aber nun nützlich und nötig, an seinen beiden Söhnen und ihren Müttern den Unterschied zwischen (menschlich-)geistig und (göttlich-)geistlich zwingend zu machen. Deshalb ist dieser weitere Schriftbeweis nicht ein bloßer Anhang, der schließlich entbehrt werden könnte, sondern der krönende Abschluß des Ganzen.

Es ist keineswegs so, daß Ismael ein bloßer Materialist und Isaak ein reiner Idealist gewesen wäre. Gewiß, Ismael ist „nach dem Fleisch erzeugt“ (Vers 23). Aber wenn die im Alten Testament aufgezeichnete Ismael-Geschichte, auf die Paulus hier anspielt, indem er nur auf ihren Anfang (1. Mose 16) und nachher (Vers 30) auf ihr Ende (1. Mose 21) hinweist, mitbedacht wird, so ergibt sich aus der verhältnismäßig ausführlichen alttestamentlichen Erzählung, daß Ismael eben nicht ein bloßer Materialist ist. Geistiges eignet auch ihm. Nachdem seine Mutter, Sagar, vor seiner Geburt ihre Herrin, Sara, die sich durch die von Abraham schwangere Sklavin beleidigt fühlte, fliehend verlassen hatte, sprach zu ihr der Engel des Herrn in der Wüste: „Ich will deinen Samen (Nachkommenschaft) überaus zahlreich machen, so daß er unzählbar sein soll vor Menge“ (1. Mose 16, 10). Dem Ismael-Stamm steht eine harte Zukunft bevor; aber er ist doch nicht verheißungslos. Sollte Paulus diese Angabe, wo also auch eine Verheißung gegeben ist wie nachher bei Isaak, mißachtet haben? Sicherlich nicht! Denn der Apostel sieht der ganzen Ismael-Geschichte durchaus ins Gesicht. Es ist aber eine andere, eine verkürzte, nicht die eigentliche Verheißung. Menschlich und damit auch geistig gesehen, ist es gar nicht selbstverständlich, daß später nach Isaaks Geburt Sagar mitsamt ihrem Sohn auf Saras Drängen hin von Abraham endgültig vertrieben wird (1. Mose 21). Sollte sich Ismael seinem jüngeren Halbbruder gegenüber ungebührlich benommen haben? Die Angabe, daß er mit diesem „gespielt“, d. h. vielleicht „geschäkert“ habe (Vers 9), ist nicht ganz durchsichtig. Jedenfalls hat Abraham schwere Gemmungen, als von ihm Sara die Vertreibung der Sklavin, der nunmehr nur störenden Nebenfrau, scharf verlangt: „Tage die Sklavin und ihren Sohn fort; denn nicht soll erben der Sohn der Sklavin zusammen mit meinem Sohn, mit Isaak!“ (Vers 10 = Gal. 4, 30, wo Paulus für das „meinem“ und „Isaak“ die Worte „der freien“ setzt, was dann in manchen Handschriften nach dem alttestamentlichen Wortlaut geändert ist). Und es ist genug Anlaß zu solchen Gemmungen, wenn man bedenkt, daß nach einer später fixierten familienrechtlichen Bestimmung Ismael als der Erstgeborene den ersten Anspruch auf das Erbe Abrahams gehabt hatte (vgl. 5. Mose 21, 15

bis 17). Die dann vollzogene Verstoßung ist und bleibt hart, ja peinlich. Doch über menschliches Fühlen, Wollen und Denken hinaus geschieht aus Gottes Mund der Spruch, daß der eigentliche Verheißungsträger Isaak ist, aber auch der verstößene Ismael dennoch „wegen des Samens“ Abrahams zu einem großen Volk werden soll (1. Mose 21, 13), was nachher aus des Engels Mund noch einmal bekräftigt wird (Vers 18), wie dann später der Tod des hochbetagten Stammvaters Ismael ausdrücklich erwähnt ist (25, 17). Das alles aber ändert nichts an der besonderen Existenz Ismaels, der nach den Gesetzen der Menschennatur und des Menschengewisses den Vorrang hätte, ihn aber nicht hat, weil er nicht Träger des Geistlichen ist und damit in den Bereich des Fleisches gehört. Bei Isaak geht der Weg der Abklärung seiner besonderen Existenz umgekehrt. Mit seinem Leib und mit seinem Geist hat er als ein gezeugter und geborener Mensch viel, sehr viel mit dem Fleisch zu tun, aber er gehört eigentlich nicht in diesen Bereich, weil er gemäß dem freien Willen Gottes von Anfang an unter der besonderen Verheißung steht. Zugespitzt ausgedrückt lautet die paulinische Aussage: Isaak „ist aus der Freien durch die Verheißung erzeugt“ (Gal. 4, 23). Zeugung und Geburt des Isaak wollen als ein zeichenhaftes Wunder verstanden werden. Was hier für uns Menschen unbegreiflich und geradezu ärgerlich ist, wenn wir den scharfen Trennungsstrich zwischen Ismael und Isaak bedenken, der aus den leiblichen und geistigen Eigenschaften dieser beiden Abrahamsöhne nicht abgeleitet werden kann und darf, ist von Paulus nicht verdeckt und versteckt. Zur näheren Verdeutlichung muß hier die vom Apostel grell beleuchtete Geschichte Esaus und Jakobs herangezogen werden, in der Gottes freier Ratschluß noch schärfer zur Geltung kommt. Denn hier werden im Anschluß an die Einordnung Isaaks („Auch sind nicht alle, weil sie Abrahams Same sind, seine Kinder: sondern [es steht ja geschrieben]: „[Nur] in Isaak soll dir Same genannt werden“, Röm. 9, 7) bei der Annahme des jüngeren Zwillingsohnes Jakob und der Verwerfung des älteren Esau sehr naheliegende menschlich-geistige Einwände radikal (wirklich mit der Wurzel) ausgerissen („Denn als sie noch nicht geboren waren und noch nichts Gutes oder Böses getan hatten — damit die nach [freier] Auswahl getrof-

fene Vorherbestimmung Gottes bleibe, nicht von Werken her, sondern von dem Berufenden her —, wurde ihr [Rebekka] gesagt: „Der Ältere wird dem Jüngeren dienen“, Vers 11 f.). Wenn dann Paulus fortfährt: „Was nun sollen wir sagen? Ist etwa Ungerechtigkeit bei Gott? Das sei ferne!“ (Vers 14), so weiß er jedenfalls, wie unsagbar groß die Denkschwierigkeit ist. Der wirkliche Theist, d. h. derjenige, der nichts anderes tut, als hinter Gottes Geschichte her zu denken, beantwortet die uns quälende Frage nach der Theodizee (Gerechtigkeit Gottes) dahin, daß er diese Frage an Gott für nicht erlaubt hält...

Daß der Apostel solche Antworten, die nach menschlichem Ermessen keine sind, nicht voreilig anbietet, geschweige denn daß er spielerisch verfährt, ergibt sich immer wieder aus der Zäufung der einzelnen Schriftbeweise. Im Galaterbrief kann sich der Apostel nicht genug tun, den vorgeführten Schriftbeweis immer stärker zu unterbauen. Fast ist es so, als wenn diesen strengen Denker der Gedanke angefallen hätte, daß die altbekannte Geschichte von den zwei Abrahamsöhnen als eine längst verklungene Mär aus ferner Vergangenheit ihn selbst und seine Mitchristen nichts mehr angehe. Doch nein! Hier muß die „allegorische“ Bedeutung der Geschichte Israels mit seinen Erzvätern und ihren Gegenspielern in der Kraft ihrer Gegenwartsbezogenheit ernst genommen werden. „Das ist allegorisch (gesagt und gemeint); denn diese (Frauen) sind zwei Bündnisse...“ (Gal. 4, 24). Es ist nicht möglich, auch nicht nötig, in unserem Rahmen das ganze Problem der Allegoristik aufzurollen. Der griechische Satz *ἀπὸ ἐστὶν ἀλληγορούμενα* ist sehr verschieden übersetzt worden. Luther sagt zu einfach, aber doch wohl mit einem richtigen Instinkt, wie er sich hier, aufs Ganze und auf die Hauptsache gesehen, durchaus bewährt, nur dies: „Die Worte bedeuten etwas.“ Auch die Zürcher Bibel sagt schlicht: „Und das ist bildlich gesprochen.“ Dem Apostel geht es um den tieferen Sinn der besprochenen alttestamentlichen Erzählung, die er aber bis hierhin nicht tiefsinnig, hinterfönnig ausgemalt hat, sondern so, wie sie ist, hat stehen lassen. Seine Methode ist trotz der Verwendung des Begriffes Allegorie eigentlich nicht allegorisch, sondern typologisch, wie er ja auch sonst den Begriff Typus (*τύπος*) und seine Ableitungen verwendet; er ergeht sich nicht in Sintergründen,

sondern bleibt im Vordergrund; er deutet nicht alle möglichen nebensächlichen Einzelheiten aus, sondern hält sich an das hauptsächlichliche Ganze. Es ist immer wieder erstaunlich, wie wenig eigentliche Allegorese sich bei Paulus im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen findet. Allerdings haben wir dann gleich an unserer Stelle (Vers 25) eine dieser bei ihm seltenen Allegoresen, die seinen Beweisgang nicht nur nicht gefördert, sondern eher gestört hat. Wir tun daher gut, zuerst den Hauptgedanken unter Ausschaltung des allegorischen Einsprengsels herauszustellen. Sagar und Sara bedeuten zwei Bündnisse. Und zwar wird in einem unerhört verblüffenden Angriff gegen das gesetzestreue Judentum Sagar mit dem Bündnis bei der Sinai-Gesetzgebung zusammengebracht. Es versteht sich, daß dies nur Sinn hat, wenn das mosaische Gesetz visiert wird, wie es an sich nach wie vor Gottes Gebot in sich schließt, aber von dem gesetzlichen Judentum falsch verstanden und gebraucht wird, was oben dargelegt ist. Der Sinai-Bund, falsch verstanden, „erzeugt, gebiert hin zur Versklavung“ (Vers 24). Der Gedankenfortschritt verlangt nun die Erkenntnis, daß Sara mit dem neuen Bündnis, dem sogenannten Neuen Testament, zusammenzudenken ist. Das meint Paulus unzweideutig, hat aber auf einmal den Faden verloren, weil er von einer allegorischen Einzelheit gefesselt ist. Aus dieser Fessel befreit er sich allerdings sehr schnell, indem er Sagar-Sinai mit dem jetzigen, irdischen, niederen Jerusalem zusammenbringt (Vers 25), was ihn gleich an das kommende, himmlische, obere Jerusalem denken läßt (Vers 26). Logisch gesehen, ist es ausdrucksmäßig nicht ganz einwandfrei, daß er nur vom jetzigen im Gegensatz zum oberen Jerusalem spricht. Gemeint ist jedenfalls, ohne daß dies besonders ausgesprochen wäre, daß es dieses obere Jerusalem in besonderer Weise mit dem neuen Bund zu tun hat. Bevor wir dem nachgehen, muß aber noch etwas Aufräumungsarbeit getan werden, indem wir das allegorische Einsprengsel zergliedern und damit unschädlich oder vielleicht auch fruchtbar machen.

Nach dem bestüberlieferten Text lautet Vers 25 a so: „Das Sagar (wir sagen besser: das Wort Sagar) aber ist der Berg Sinai in Arabien.“ Möglich ist auch die Übersetzung: „Der Berg Sagar Sinai ist in Arabien.“ Vielleicht aber auch so:

„Das Wort Sagar bedeutet in Arabien (bezw. im Arabischen) den Berg Sinai.“ Wahrscheinlich folgt Paulus hier einer uns sonst nicht bekannten jüdischen Überlieferung, derzufolge der Berg Sinai noch einen einheimischen Namen hat, nämlich arabisch hadjar = Fels, was dann mit dem ähnlich lautenden Sagar vereinerleitet wurde. Sachlich wichtiger als diese geographisch-lexikalische Einzelheit, die nicht frei ist von einer nicht fördernden Spielerei, ist Vers 25 b: „Es (das Wort Sagar) entspricht aber dem jetzigen Jerusalem.“ Diesen weiter führenden Gedanken kann Paulus rein sachlich gewonnen haben. Es könnte aber dahinter auch eine Zahlenspielerei stecken, wie sie Offenb. Joh. 13, 18 von großer Bedeutung ist, indem hier die Buchstaben von *ὄν ἑπονοσάλῃμ* denselben Zahlenwert hätten wie die von *Ἀρὰρ Σωά*. Allerdings haben die verschiedenen Durchrechnungen zu keinem sicheren Ergebnis geführt.

Für jüdische Hirne und Herzen muß es ein böses Ärgernis gewesen sein, daß die heilige Stadt Jerusalem samt ihrem hochheiligen Tempel mit der verworfenen Sagar gleichgesetzt wird. Das jetzige Jerusalem ist samt seinen Kindern versklavt, d. h. dem mißverstandenen Gesetz verhaftet (Vers 25 c). Doch — Gott sei Dank! — besteht aller Anlaß, aus dem mühsamen Denken heraus durchzubrechen zum Jubel über das obere Jerusalem, die himmlische Polis (Vers 26), die, wenn wir die anderen neutestamentlichen Zeugnisse über unser himmlisches Bürgertum einbeziehen (vgl. vor allem Phil. 3, 20 und dann Hebr. 12, 22; 13, 14 und schließlich Offenb. Joh. 21, 2) nicht gleichzusetzen ist mit der Kirche, sondern mit dem Reich Gottes, das der Kirche, die hier keine bleibende Stadt hat, zugehört ist. Wie Sara die Mutter des verheißenen Isaak war, so ist dieses obere Jerusalem unsere Mutter. Solche Rede ist nicht ein bloßes Bild. Zu bedenken ist dies: Jerusalem war heilig und wurde unheilig und wird doch wieder heilig sein; diese Stadt stirbt und stirbt doch nicht; sie ist tot und wird doch wieder leben; sie hat ihren Gott verlassen, als sie ihren wirklichen Messias tötete, aber sie wird nicht von ihrem Gott verlassen sein, der auch den Untreuen die Treue hält. Es muß diese konkrete Sicht der Himmelsstadt mit ihrem Dauernamen Jerusalem von uns ausdrücklich betont werden, weil Gott für das Ende der Tage auch mit dem Judentum, dem fleischlichen

Israel, seinen Heilsplan hat. Die Brücke zu Röm. 9—11 (vor allem 11, 25 f.) darf nicht gemieden, sondern muß betreten werden.

Daß dies alles eine unausdenkbare Herrlichkeit in sich schließen wird, läßt den glaubenden und hoffenden Apostel ein Prophetenwort herausjubeln. Was der große Prophet aus dem Epil über den neuen Gnadenbund mit Israel gesagt hat, erfüllt sich: Die unfruchtbare Frau wird fruchtbar und jubelt (Jes. 54, 1 = Vers 27).

Doch der dankende Beter macht keine Fahrt ins Blaue, sondern lenkt zurück zum Ansatz des Schriftbeweises, indem er zugleich mahnt und warnt. Isaak gemäß sind wir, sollen wir Kinder der Verheißung sein (Vers 28). Wir haben zu wissen, daß die Welt uns verfolgt, wie einst Ismael nun eben doch eine Bedrohung für Isaak war (Vers 29; aus der uns oben als nicht völlig durchsichtig erscheinenden Stelle liest Paulus eine Verfolgung des geistlichen Sohnes durch den fleischlichen heraus). Immer sollen wir den von Gott gesetzten Gegensatz zwischen Hagar und Sara bedenken, also nicht diesen entscheidenden Einzelzug aus der Geschichte der beiden Abrahamsfrauen vergessen, den wir oben betrachtet haben (Vers 30).

Gar herzlich schließt der noch einmal ausdrücklich betonte Schriftbeweis mit dem Hinweis auf sein Ergebnis für die christliche Erfahrung: „Deshalb, ihr Brüder, sind wir nicht Kinder der Sklavin, sondern der freien“ (Vers 31).

5, 1—15: Das Stehen in der Freiheit.

Die galatische Situation, die mit ihren Besonderheiten den Christenmenschen überhaupt angeht, macht es nötig, dem Erfahrungs- und dem Schriftbeweis den Tatbeweis folgen zu lassen. Der Apostel muß und will seine Gemeinde dorthin führen, wohin sie gehört, ihr durch das Gestrüpp des Lebens eine klare Wegleitung geben. So wird denn eine ganze Fülle von Mahnungen im Schlußteil des Briefes ausgestreut. Eine streng logische Einteilung der Einzelmahnungen in sich ist nicht feststellbar. Paulus fühlt sich bedrängt, eilig und eindringlich diejenigen, die abgedrängt zu werden drohen, auf den rechten Weg zu bringen. Es fehlt nicht an Wiederholungen und Unausgeglichenheiten, wie sie aber nun dem Zustand einer dem Seelsorger und den ihm anvertrauten Menschen gemeinsamen Bedrängnis durchaus angemessen sind.

Was diese Einzelmahnungen zusammenhält, ist nicht eine in ihnen liegende Gedankenführung und -ordnung, sondern die Tatführung und -ordnung Gottes, die mit seinem Heiligen Geist gegeben ist. Es ist bezeichnend, daß in diesem ethischen Schlußteil Kap. 5 und 6 das Wort „Geist“ fast doppelt so oft vorkommt wie in den vorausgegangenen Abschnitten Kap. 1—4. Dem entspricht, daß überhaupt nicht die ethischen Begriffe im Vordergrund stehen, sondern die soteriologischen oder auch theologischen im Zusammenhang mit dem und im Widerspruch zu dem „Geist“, nämlich „Glaube“, „Gnade“, „Wahrheit“, „Fleisch“. Was die ethischen Begriffe wie „Freiheit“, „Liebe“, „Gesetz“ anbelangt, so betreffen diese im Grunde nicht unser freies sittliches Handeln, sondern unsere gebundene Beziehung zum Handeln Gottes. Wenn einzelne Laster und Tugenden aufgezählt sind, so sind diese zu verstehen als die „Werke des Fleisches“ (5, 19) und die „Frucht des Geistes“ (5, 22). Soweit das „Gesetz“ gilt, ist es das „Gesetz Christi“ (6, 2). Die Bemühung der erzieherischen und seelsorgerlichen Arbeit des Apo-

stels will nur ein Befestigen des Vorhandenen, des Geschehenen sein. Es ist so, daß eine Schraube mitsamt ihrem Gewinde von dem Meister aller Meister hergerichtet ist und nur immer wieder fest angezogen werden muß, damit sie sich nicht lockert.

Recht wandeln bedeutet „im Geiste wandeln“ (5, 16. 25), „nach der“ damit gegebenen „Richtschnur wandeln“ (6, 16). Das bedeutet nicht: das Gute um seiner selbst willen tun, was uns von Kant her als das Höchste erscheinen möchte. Vielmehr winkt uns als Höchstes ein wirklicher Lohn, der freilich nicht eine Verlängerung unseres leiblichen und geistigen Seins ist, sondern das freie Geschenk Gottes, daß wir „das Reich Gottes erben“ (vgl. 5, 21) werden, daß wir „zu der (von Gott) bestimmten Zeit ernten“ (6, 9) dürfen, daß „der Friede und die Barmherzigkeit“ Gottes über uns kommen wird, die wir das „Israel Gottes“ (6, 16) sind.

Die Methode solcher sittlichen Unterweisung besteht also nicht in einer planlos erscheinenden Häufung von Einzelmahnungen, deren immanenten Plan wir zu eruieren hätten. Daß diese ohne einen Zusammenhang unter sich in einer scheinbar wahllosen Fülle ausgestreut werden, kann und muß so sein, weil hier alles von einer dauernden göttlichen Begründung und apostolischen Erörterung des Ethischen getragen ist. Es ist nicht belanglos, daß Paulus zusammen mit dem ganzen Neuen Testament die objektive *ὁδός*, den „Weg“ betont (Christus selbst als das bestimmende Subjekt ist „der Weg“), aber nicht die subjektive *μεθόδος*, die „Methode“, das geregelte, kunstgemäße Verfahren der wissenschaftlichen, etwa auch wissenschaftlich-ethischen Abhandlung und dann auch pädagogisch-didaktischen Unterweisung. Wenn an nur zwei Stellen des Neuen Testaments, Eph. 4, 14 und 6, 11, das davon abgeleitete Wort *μεθόδεα* vorkommt, so ist dabei an „Kunstgriff“, „List“, „Überlistung“ gedacht, die mit der Irrlehre, ja mit dem Teufel zusammenhängt, dessen „listigen Anläufen“ (so Luther), „listigen Anschlägen“ (so die Zürcher Bibel) wir widerstehen sollen. Wenn dieser Verzicht auf die „Methode“ kein Verzicht auf die Lehre ist, so wird das noch dadurch besonders unterstrichen, daß im Neuen Testament gar reichlich vom „Lernen“ und „Lehren“, was uns gleich als besonders bemerkenswert erschien, die Rede ist, aber nun in der ethischen Belehrung so, daß auch

der Lehrende der Lernende ist und bleibt. Die eigene „Aporie“, d. h. „Weglosigkeit“, Verlegenheit (s. oben zu 4, 20) hat nicht ihren Grund in irgendwelchen Mängeln der „Methode“ der Lehrer, die ihre pädagogische Unvollkommenheit durch die gesunde Übung des „docendo discimus“ auszugleichen hätten, sondern darin, daß Jesus Christus als der leidende Gottesknecht „den Gehorsam lernte an dem, was er litt“ (Hebr. 5, 8). Bis zu seinem letzten Atemzug hat Jesus Christus gelitten und gelernt.

Man kann und muß sich dies alles auch rein grammatisch an der Ausdrucksweise des Paulus bei seinen ethischen Anweisungen klar machen. Der Gemeindegriinder spricht gebietend und verbietend seine Gemeinde an, indem er viele Imperative in der zweiten Person der Mehrzahl oder auch einige Male in der dritten Person der Einzahl (6, 4. 6), ferner Infinitive zur Bezeichnung der Aufforderung verwendet. Der Apostel mit der ihm verliehenen Autorität kann auch das mehr feststellende Futurum gebrauchen, durch das die gestellte Forderung als unausweichlich bezeichnet wird (6, 2, wo der Text „ihr werdet erfüllen“, ἀναπληρώσετε, dem anderen „erfüllt“, ἀναπληρώσατε, vorzuziehen ist; vgl. auch 6, 7. 8. 9: „er wird ernten“, „wir werden ernten“). Der Seelsorger schließt sich aber auch zusammen mit seinen Mitchristen, indem er sich des Konjunktivs der ersten Person der Mehrzahl bedient (5, 25: „laßt uns im Geiste wandeln“; 5, 26: „laßt uns nicht in eitle Prahlerei verfallen“; 6, 10: „laßt uns tun das Gute“). Es ist aber nun ungemein wichtig, daß über all diesem Imperativischen im voraus der Indikativo steht. Am knappsten und reichsten kommt das in dem Satz „wenn wir im Geiste leben, so laßt uns im Geiste auch wandeln“ (5, 25) zum Ausdruck. Die Aufforderung, frei zu sein, immer wieder frei zu werden, ist gegründet in der Tatsache, daß „Christus uns befreit hat“ (5, 1), weshalb den Galatern zugerufen werden kann: „denn ihr seid zur Freiheit berufen“ (5, 13) oder auch von ihnen der Satz gilt: „die aber, die zu Christus gehören, haben ihr Fleisch gekreuzigt“ (5, 24). Daß in solcher Weise der Imperativo eine Grundbeziehung zu einem Indikativo hat, besagt, daß unser sittliches Handeln nichts anderes ist als die Antwort auf ein im Alten Bund vorausgesagtes, richtiger gesagt, abgebildetes Geschehnis und auf

unsere im Neuen Bund erfahrene Christuzugehörigkeit. Da die Stellung längst für uns bezogen ist, wird nichts anderes von uns verlangt, als daß wir sie halten.

Nach diesem unserem Überblick über das Ganze der ethischen Schlussunterweisung Kap. 5 und 6 sehen wir uns mit geschärftem Blick für dieses Ganze die Einzelausführungen an. Mit dem zuletzt über die für uns bezogene und von uns zu haltende Stellung Gesagten sind wir auf die Überschrift und den Inhalt der ganzen Schlussmahnung gestoßen, die Paulus in dem Abschnitt 5, 1—15 im einzelnen entfaltet. Daß hier gerade die Fahne der Freiheit aufgepflanzt ist, hat in der Gedankenführung des Apostels seinen Anlaß darin, daß er unmittelbar vorher von der Freiheit unserer Gotteskindschaft gesprochen hat und füglich einer Stichwortverbindung wie auch sonst beim intensiven Diktieren seiner Briefe huldigt. Es ist jedoch ohne weiteres klar, daß hier der äußere Anlaß mit dem inneren Grund zusammenfällt. In der galatischen Situation hat sich alles dahin zugespitzt, daß durch die drohende Versklavung unter das jüdische Gesetz die christliche Freiheit fragwürdig geworden ist. „Zur Freiheit hat uns Christus befreit; steht nun (fest) und laßt euch nicht wieder ins Joch der Versklavung spannen!“ (Vers 1). Der grammatisch etwas harte Dativ *τῆ ἐλευθερίᾳ* ist vom Apostel gewollt; es gibt nur ein Befreien für die Freiheit. Die stilistisch etwas harte Verwendung desselben Wortstammes beim Substantivum und Verbum ist ebenfalls gewollt; der Brieffschreiber muß eine bedrohte Sache einhämmern, wobei die Monotonie nicht allenfalls erlaubt, sondern geradezu nötig ist. Die stilistischen „Verbesserungen“, die am Urtext schon in der Alten Kirche vorgenommen wurden, sind Glättungen, die der Textlage als einer Sachlage nicht gerecht werden. Von jeher hat man empfunden, daß die Ermahnungen wohl doch zu abrupt einsetzen, und deshalb am Text herumgebessert. Nun ist auch die Nennung Christi stilistisch nicht vorbereitet, ohne daß man auf den Gedanken kommen dürfte, gerade diese Nennung zu beseitigen. Der Stil wird eben durch die Sache bestimmt, die ohne die Tat Gottes in Jesus Christus leer wäre.

Unser ordnender Verstand wird hier die Aufforderung „steht“, „steht fest“, „bleibt stehen“ (*στέχετε*) als Form des Gebotes

Gottes gegenüber seinem Inhalt und seinem Grund beachtlich finden. Nach solchem Auseinanderlegen müssen wir aber sofort wieder ans Zusammenlegen denken. Diese Form des Gebotes Gottes betrifft die Antwort des Menschen und damit die Sache sehr unmittelbar. Was uns in Vorwort und Einleitung im Blick auf den „Fortschrittmenschen“ (*προδύρων*) und dann bei der Auslegung von 3, 1—5 beschäftigt hat, das taucht hier am Anfang des ethischen Schlussteiles des Galaterbriefes wieder auf, indem das Negative ins Positive gewendet ist. Der Christenmensch soll kein „Fortschreitender“, sondern ein „Stehengebleibender“ sein. Wie betont diese Sicht ist, ergibt sich aus den Parallelstellen, die in unseren verschiedenen Bibelausgaben zu 5, 1 vermerkt sind. Schon die bloße Wiedergabe solcher Stellen zeigt den Beziehungsreichtum des „Stehens“ des Christenmenschen. Seinen ersten Brief an die Korinther krönt Paulus mit der Mahnung: „Seid wachsam, steht im Glauben...!“ (1. Kor. 16, 13). Der Apostel verwahrt sich dagegen, daß das von ihm gepredigte Evangelium sozusagen eine paulinische Eigentümlichkeit sei; denn er hat hier nur etwas übernommen und weitergegeben und erinnert seine Gemeinde an das Evangelium, „in dem ihr ja auch steht“ (1. Kor. 15, 1). Als er mit dieser korinthischen Gemeinde wieder hat Frieden schließen können, kommt ihm alles auf die Feststellung an: „...denn ihr steht im Glauben“ (2. Kor. 1, 24). Die römische heidenchristliche Gemeinde hat nur dann einen Vorrang vor der verstockten Judenschaft, wenn von ihr gesagt werden kann: „Du aber stehst durch den Glauben“ (Röm. 11, 20). Es ist dabei nicht so, daß Paulus erst im Verlauf seiner Wirksamkeit so „konservativ“ geworden wäre. Schon in einem seiner ältesten Briefe findet sich diese selbe Mahnung: „... steht und haltet fest die Überlieferungen, in denen ihr unterwiesen wurdet!“ (2. Thess. 2, 15). Selbstverständlich ist solche Haltung nicht mit einem konservativen Temperament geschaff't. Es ist ja ein sehr bedrohtes „Stehen“, das uns abverlangt wird. Es gibt da keine menschliche Sicherung. „Daher soll der, der zu stehen meint, zusehen, daß er nicht falle“ (1. Kor. 10, 12). Weil das so ist, ist es nicht erlaubt, von seinem sogenannten Standpunkt aus voreilig in das Stehen oder Fallen des Nächsten hineinzureden. „Seinem eigenen Herrn steht oder fällt er; er wird aber (recht) hin-

gestellt werden; denn der Herr kann ihn hinstellen" (Röm. 14, 4). Nur wenn das bedacht wird, versteht man, was es heißt: „im Herrn stehen“ (1. Thess. 3, 8; Phil. 4, 1), „in einem Geiste stehen“ (Phil. 1, 27), „in der Gnade stehen“ (Röm. 5, 2). Paulus läßt es sich sehr angelegen sein, seine Mahnung zum „Stehen“ mit dem Hinweis auf die rechte Ausrüstung zu verbinden, die nur in der „ganzen Waffenrüstung Gottes“ bestehen kann (Eph. 6, 11 ff.). Aus dem „Stehen“ wird dann ein „Widerstehen“ „am bösen Tage“ (Eph. 6, 13) gegen den Teufel (1. Petr. 5, 9; Jak. 4, 7). Die Aufforderung „résistez!“ hat solche Ausmaße, daß die apostolische Verkündigung sehr sorgsam auf „Festigung“ (s. vor allem Kol. 2, 5: „festigung eures Glaubens an Christus“; 1. Petr. 5, 9: „widersteht fest im Glauben!“; Apgsch. 16, 5: „die Gemeinden wurden gefestigt im Glauben“) und „Fundamentierung“ (Eph. 2, 20 sind die Apostel und Propheten das „Fundament“ mit dem „Eckstein“ Christus) bedacht ist. Daß in solchem Zusammenhang vornehmlich der Glaube erwähnt wird, hat ja bei dem Wort *πίστεως* schon einen sprachlichen Grund darin, daß dessen Grundbedeutung auf „festigkeit“, „Treue“ abzielt. Ohne solche unmittelbar sprachliche Beziehung gehören sachlich noch hierher die vor allem bei Johannes zahlreichen Stellen über das „Bleiben“.

Wer „steht“ und „bleibt“, lernt damit das Ausharren, Wachen und Warten; „denn wir (d. h. diejenigen, die standhaft geblieben sind gegenüber allen Abdrängungsversuchen) erwarten durch den Geist aus Glauben die Hoffnung (gemeint ist die Erfüllung der Hoffnung) auf Gerechtigkeit“ (Gal. 5, 5). Und der köstlichste Trost solcher fundamentierten Ethik ist schließlich der, daß wir mehr und mehr spüren, daß das uns auferlegte Sollen ein uns geschenktes Dürfen ist.

Um den einen beziehungsreichen Indikativ- und Imperativsatz (Vers 1) zu sichern, setzt sich Paulus mit der ganzen Wucht seiner apostolischen Person ein: „Siehe, ich Paulus sage euch...“ (Vers 2). Durch den schwelenden Ab- und Rückfall droht eine feste Schutz- und Trutzmauer eine Bresche zu bekommen. Eilig und besorgt begibt sich Paulus an diesen gefährdeten Punkt. Was er bereits an dem Leben des Christen einst und jetzt verdeutlicht und durch die Einbeziehung der Abrahamsgestalt vertieft hat, das wiederholt er hier (Vers 2—12) in etwas anderer,

d. h. zugespitzterer Form durch den ausdrücklichen Hinweis auf die Beschneidung, die in der Tat nötig ist, wenn man in jüdischer Weise das „ganze Gesetz tun“ (Vers 3) will. Dem Apostel ist deutlich, was seinen galatischen Mitchristen nicht deutlich ist, nämlich die nicht vermeidbaren Folgerungen: Abtrennung von Christus und damit Herausfallen aus der Gnade (Vers 4), Preisgabe der Hoffnung, die allein dem Christus gelten kann, der für uns die Gerechtigkeit geleistet hat (Vers 5). Wenn die Beschneidung, die von den pharisäischen Juden nicht mehr als Zeichen unseres Angewiesenseins auf Christus, sondern als Ausweis eines vermeintlichen Besitzes verstanden wird, in Christus aufgehoben ist, so folgt daraus nicht, daß nun ihr Gegenteil, die Unbeschnittenheit, ein verfügbarer Besitz wäre. Welche Tragweite dieses Gespräch zwischen Paulus und seinen judaisischen Gegnern für alle Christen aller Zeiten hat, ergibt sich aus der hier sich einstellenden Sicht, was der Glaube als wirkliche Festigkeit, Treue, als Gehorsam ist. Vor Gott gilt nur ein „Glaube, der sich durch Liebe auswirkt“ (Vers 6). Sicherlich haben die Judaisten, wie sich das in dem Gespräch über den „bloßen“ Glauben gegenüber der doch wahrhaftig nötigen Tat vom Jakobusbrief an bis auf diesen Tag wiederholt hat, der paulinischen Botschaft unterstellt, es werde über dem Glauben das Handeln mißachtet. In der Abwehr dieses Mißverständnisses ist dem Apostel eine ebenso knappe wie erschöpfende Formulierung gelungen, bei der es diese auch heute noch übliche Trennung zwischen Glaube und Liebe schlechterdings nicht gibt. Selbstverständlich drängt sich hier uns desselben Paulus hohes Lied auf die Liebe (1. Kor. 13) auf, das leider der schier nicht auszrottbaren Sucht, Glaube und Liebe voneinander zu trennen, noch Vorschub geleistet hat. Wenn solche Folgerung erlaubt oder gar geboten wäre, d. h. wenn Paulus eine Liebe der Tat isoliert hätte, neben welcher der Glaube als eine Theorie allenfalls noch möglich, aber im Grunde entbehrlich wäre, so wäre das vielgerühmte hohe Lied auf die Liebe nichts anderes als ein christlich verbrämter Stoizismus und wäre füglich als eine nachträgliche Eintragung auszumerzen, welche weitere Folgerung exemplarisch von einem Exegeten auch einmal gezogen worden ist (es sei hier an die Äußerungen erinnert, die in den „Theologischen Studien und Kritiken“ 1922

in Verbindung mit dem Religionshistoriker Edward Lehmann der Exeget Anton Fridrichsen vorgelegt hat und die gegen alles übliche Lobbingen auf 1. Kor. 13 einfach zwingend sind, wenn Glaube und Liebe voneinander getrennt werden). In Wirklichkeit kämpft Paulus, darin mit dem einen falschen Paulinismus ablehnenden Jakobusbrief durchaus einig, gegen einen sich selbst isolierenden oder von uns isolierten Glauben, der im Zusammenhang des ersten Korintherbriefes als so etwas wie ein Charisma, das der eine haben könnte und der andere nicht, als eine religiöse Bravourleistung daselbe wäre wie eine nun ganz besonders raffinierte Ichbetontheit. Gegen dies alles und damit für das rechte Verständnis des hohen Liedes auf die Liebe ist die rechte Hilfe die noch einmal zu nennende Formulierung der rechten Verinhaltenheit: „Glaube, der sich durch Liebe auswirkt“.

Man hat den Eindruck, daß der Apostel, nachdem er in der besprochenen Weise das einmütige Zeugnis des Neuen Testaments über den wirklichen Glauben abgelegt hat, eine kurze Atempause macht, um sofort auf die böse galatäische Situation zurückzukommen. Sein dringlicher Appell, doch ja das Einst und Jetzt genau zu bedenken (Vers 7), hatte sich für uns schon bei der Auslegung des Abschnittes 3, 1—5 eingestellt. Hier (5, 7—12) zieht Paulus in kurzen, abgehackten Sätzen noch einige Register, die alle dem Grundton dienstbar gemacht sind, daß die Verführten und die Verführer einmal Rechenschaft dafür ablegen müssen, daß sie in Verblendung und Verantwortungslosigkeit ein gefährliches Spiel treiben, durch welches das „Ärgernis des Kreuzes abgetan“ (Vers 11) wäre. Mit scharfer Ironie verteidigt sich dabei Paulus gegen einen nicht ohne weiteres für uns verständlichen Vorwurf der Gegner, der wohl darin bestanden hat, der Apostel habe anderswo noch (wie vor seiner Bekehrung) die Beschneidung gepredigt; dagegen hat der Verleumdete nur zu erinnern, daß er doch faktisch von Vertretern der Beschneidung (Juden oder christlichen Judaisiten?) verfolgt werde (Vers 11). Schließlich läuft dem Streiter die Galle über. Mit bitterstem Sarkasmus rät er seinen Gegnern, sie sollten, wenn sie andere dazu bringen wollten, sich beschneiden zu lassen, sich selbst lieber gleich „verschneiden“ (Vers 12). Es liegt das auf derselben Linie wie die von Paulus vollzogene

Umbenennung der „Beschneidung“ in „Verschneidung“ (Kastrierung, Phil. 3, 2).

Sachlich wichtiger als dieser erschreckliche persönliche Kampf ist der hier folgende laute Ruf, an die Berufung zur Freiheit eines Christenmenschen zu denken und damit an die große Sache, die auf dem Spiele steht. Zugleich wird ein weiterer Vorwurf der werktgerechten Gegner aufgefangen, die, wie sie den von Paulus gepredigten „bloßen“ Glauben als ein Versagen im Handeln bloßstellen, die Predigt des Apostels der Freiheit als Freigabe der Fleischeslust, als Libertinismus anprangern. Ganz kurz begegnet Paulus diesem Wirrwarr mit der Mahnung an die Gemeinde, die Freiheit nicht zu mißbrauchen, sie „nicht zu einem Anlaß für das Fleisch“ werden zu lassen, „sondern durch die Liebe einander zu dienen“ (Vers 13), wofür das alttestamentlich-neutestamentliche Gebot „Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst“ als die Erfüllung des ganzen recht verstandenen Gesetzes aufgerufen wird (Vers 14). Es sollte eigentlich keiner besonderen Betonung bedürfen, muß aber doch wohl — wenn auch in aller Kürze — ausgesprochen werden, daß gerade am Liebesgebot aller Perfektionismus und Idealismus scheitern. „Wie sich selbst seinen Nächsten lieben“ — das ist ein Unterfangen, das uns allen abgefordert und von keinem unter uns erreicht wird, das nur in einem einzigen Menschen, in dem Fleisch gewordenen Logos, in Jesus Christus als dem allein voll Gehorsamen seine Erfüllung erreicht hat. Aus der Bergpredigt Jesu, die hier mit der paulinischen Verkündigung zusammenstimmt, ergibt sich deutlich genug, daß wir mit unserer Bemühung um die Liebe zum Nächsten unter das Gericht Gottes geraten und nur dann nicht verloren sind, wenn wir uns seiner Gnade anvertrauen. Da man immer sich selbst am meisten liebt, da man in jedem Augenblick nur Gutes für sich selbst wünscht — für die Bibel mit ihrem Realismus ist diese allgemein menschliche Tatsache der Eigenliebe nicht bezweifelbar —, bedeutet die Aufforderung, dem Nächsten, der uns auf dem Weg begegnet, der uns wie der arme Lazarus vor die Tür gelegt ist, ohne daß wir ihn zu suchen brauchen, all das zuzuwenden, was wir uns selbst wünschen, eine ständige Beunruhigung, geradezu eine Verzweiflung, die uns vernichtet, wenn wir sie nicht im Sinne des Paulussehülers Luther

durch Gottes Güte in eine getroste Verzweiflung verwandelt werden lassen. Die goldene Regel der Bergpredigt (Matth. 7, 12) ist über die Sprichwortweisheit und die rabbinische Gelehrtenweisheit hinaus, wo das Gebot Gottes in viele Einzelverbote zerlegt ist, zu einem positiven Gebot erhoben: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr auch ihnen!“ Wieder weiß nur die Heilige Schrift von der einzigen Ausnahmegestalt Jesus Christus als dem zu berichten, der das von ihm ausgesprochene Gebot ganz erfüllt hat, den radikalen Selbstverzicht leistend und damit unser aller Schuld aufdeckend. In der galatischen Situation droht das alles verschüttet zu werden. Da setzen sich nun mehr und mehr die Wertgerechten durch, wie das heute sehr deutlich in mancher betont frommen Gemeinschaft oder weniger deutlich unter den nur anständig sein wollenden Menschen geschieht. Was ist das Ergebnis all dieser Wertgerechtigkeit? Ein böser Unfriede, ein Kampf aller gegen alle, so daß der Apostel wieder ironisch-sarkastisch, aber durchaus sachentsprechend sagen muß: „Seht zu, daß ihr euch nicht gegenseitig überhaupt verschlingt!“ (Vers 15). Wenn aber nun dies herauskommt, was sollen wir denn überhaupt noch tun? An dieser sehr bedrohten Stelle spricht Paulus vom Heiligen Geist und seiner Frucht.

5, 16—24: Die Frucht des Geistes.

Bei schnellem Überlesen dieses Abschnittes lesen wir die Mahnung heraus: Denkt nicht an das Falsche, sondern an das Wahre! Seht nicht auf das Häßliche, sondern auf das Schöne! Tut nicht das Böse, sondern das Gute! Nur der wahrheitsliebende und sittliche Mensch erscheint uns, auch wenn er äußerlich nicht schön ist, als innerlich schön. Das Wahre, Schöne und Gute gehören füglich zusammen und sollen im Verein triumphieren. Unser Verstand, unser Gefühl und unser Wille sind miteinander aufgerufen. Es gilt, dem klaren Gesetz der Logik, Ästhetik und Ethik zu gehorchen.

Da ist eine Lastertafel in der Form eines Katalogs aufgestellt: „Unzucht, Unkeuschheit, Ausschweifung, Götzendienst, Zauberei, Feindschaften, Streit, Eifersucht, Zornausbrüche, Ränke, Zwietrachten, Parteiungen, Neidereien, Käufche, Gelage“ (Vers 19—21). Es ist nicht möglich, aber auch nicht nötig, jedes dieser notorischen Laster einzeln für sich und in ihrem Zusammenhang miteinander genau zu erörtern. Anderswo hat Paulus ähnliche Sündenregister mitgeteilt. Auch sonst im Neuen Testament findet sich Entsprechendes. Aber auch schon im Alten Testament stoßen wir auf solche Zusammenstellungen und dann vor allem im Spätjudentum, das von der antiken Popularphilosophie beeinflusst ist. Wie volkstümlich bei Griechen und Römern die Lastertafeln gewesen sind, zeigt sich insbesondere darin, daß die antike Komödie eine ausgesprochene Vorliebe für diese Zusammenstellungen in greller und derber Plakataufmachung aufweist. Einerseits handelt es sich um ein festes Material, das von Generation zu Generation weitergegeben worden ist. Andererseits haben die christlichen, jüdischen und heidnischen Ethiker dieses Material mehr oder weniger abgewandelt. Als man den paulinischen und nach der Aufnahme der Paulusbriefe in den Kanon den neutestamentlichen Text immer wieder vorlas und abschrieb, hat die auf diese Weise immer reicher werdende Textüberlieferung den Abwandlungs-

prozeß fortgesetzt, so daß das eine oder andere Laster neu bezeichnet wurde, wobei begreiflicherweise im „fluß der Rede“ die da und dort im Neuen Testament überlieferten Lastertafeln sich gegenseitig beeinflussten. So ist auch an der uns hier vorliegenden Stelle mit kaum sonderlich betonter Absicht herumgebessert worden. Wenn in der Übersetzung Luthers die Lastertafel des Galaterbriefes mit „Ehebruch“ beginnt, so liegt das daran, daß in dem vom Reformator benutzten Text eben dieses Laster, das einmal Jesus zusammen mit der „Unzucht“ genannt und das er in seiner Bergpredigt ganz besonders besprochen hat, an der Spitze steht. Wenn dann zwischendrin bei Luther noch der „Mord“ genannt ist, so kommt das daher, daß in einigen alten Texten ein griechisches Wortspiel benutzt worden ist, wie es in der altchristlichen Kirche Predigern, Hörern, Lesern, Überlieferern gefallen haben mag: φθόνοι (phthonoi, „Neidereien“, „Neidausbrüche“; Luther hat für diesen schwer übersetzbaren Plural den Singular „Zaß“) und φόνοι (phonoι, „Morde“, „Bluttaten“, während Luther, wie gesagt, „Mord“ hat) stimmen bis auf einen einzigen Buchstaben miteinander überein und werden wegen des ähnlichen Klanges gerne zusammengestellt. Auf solche Überlieferungsdinge näher einzugehen, hat aber nun auch einen sachlichen Grund: „Neid“ und „Mord“ — Röm. 1, 29 findet sich beides nebeneinander in allen Texten wie dann auch in urchristlichen Schriften außerhalb des Neuen Testaments — hängen mehr miteinander zusammen, als wir wahr haben wollen, und fallen im Gericht Gottes, das Jesus in seiner hier wieder zu nennenden Bergpredigt verkündigt hat, eigentlich miteinander zusammen. Weitere nachträgliche Änderungen am Text der Lastertafel des Galaterbriefes sind von untergeordneter Art, wenn zweimal ein Singular durch einen Plural ersetzt worden ist. Durch dieses Zerumbessern ist aber der Text doch nicht völlig verbessert worden, d. h. stilistisch nicht einwandfrei geworden. Daß Paulus ohne einen ersichtlichen Grund singularische und pluralische Ausdrücke mischt und nach einigen Texten wenigstens aufeinander folgen läßt, erweist ihn hier jedenfalls nicht als einen sorgfältigen Stilisten — in der umfassenderen Lastertafel Röm. 1, 28 ff. ist nicht nur der Stil, sondern schon die Grammatik in Unordnung —, aber nun gerade als einen sehr stark beteiligten, innerlich erregten Seel-

forger, der beim Brieftiktieren auf die Formalien nicht ganz genau achtet, nicht achten will, nicht achten kann. Wie wenig es zudem auch sachlich auf die Einzelbetrachtung der geradezu ausgeschütteten Laster ankommt, ergibt sich schließlich daraus, daß der Apostel hinzufügt: „und was diesem ähnlich ist“, welche Wendung etwas freier, aber dabei treffender so übersetzt werden mag: „und was dergleichen mehr ist“. Es ist eine drängende Fülle von Lügenhaftigkeit, Säßlichkeit und Sündhaftigkeit, die den Heidenmenschen bedroht hat und den Christenmenschen weiter bedroht. Ist's wirklich so schlimm mit uns bestellt? Als denkende Menschen wenden wir uns doch wohl von der zusammengeballten Lüge ab. Als Menschen mit auch nur etwas Gefühl für Großes und Schönes wollen wir doch wohl auf Kleineliches und Säßliches am liebsten einfach verzichten. Als tätige Menschen wollen wir doch wohl nicht in einem Sündenpfehl schwimmen. Ist's denn nicht selbstverständlich, daß lasterhafte Menschen „das Reich Gottes nicht erben werden“ (Vers 21)?

Als Gegenstück ist gleich darnach eine Tugendtafel ebenfalls in der Form eines Katalogs aufgestellt: „Liebe, Freude, Friede, Geduld (wörtlich: Langmut), Freundlichkeit, Gültigkeit, Treue (die genannte πιστις, pistis, ist eine Tugend neben anderen und deshalb eher als die Treue denn als der Glaube in seinem alles bestimmenden Umfang zu verstehen), Sanftmut, Enthaltbarkeit (oder vielleicht: Selbstbeherrschung)“ (Vers 22 und 23). Wenn in der Übersetzung Luthers die Tugendtafel mit „Keuschheit“ schließt, so liegt das daran, daß in dem vom Reformator benutzten Text noch die ἀγνεία, hagneia, genannt ist, welches Wort, von ἅγιος (hagios, heilig) abgeleitet, kultische und dann auch seelische „Reinheit“ bedeutet und auf „Keuschheit“ abzielt. Im übrigen enthält die Tugendtafel keine Überlieferungsfragen und Schwierigkeiten. Es mag das ein Zeichen dafür sein, daß wir hier ganz besonders schnell bei der Sache sein können und dürfen. Als denkende Menschen freuen wir uns der hier ausgebreiteten Wahrheit. Als Menschen von gutem Geschmack geben wir uns gerne dem Gefühl für so viel Schönes hin. Als tätige Menschen wollen wir diese Tugenden üben. Dies alles erscheint uns als selbstverständlich. Wenn Paulus seiner Tugendtafel den Satz anhängt: „gegen Derartiges ist das Gesetz nicht“, so können wir uns im Blick darauf, daß hier so

schlicht und unbetont gesprochen wird, an das geflügelte Wort erinnert fühlen, das einem besinnlichen Schwaben in den Mund gelegt ist: „Das Moralische versteht sich immer von selbst.“

Der bekannte große und klare Gegensatz von Tugend und Laster erscheint dabei als der von Hohem und Niedrigem, von Licht und Finsternis, von Geist und Fleisch, von Geistigkeit und Sinnlichkeit. Von alledem ist ja doch wohl auch die Rede, wenn die Laster- und die Tugendtafel eingerahmt sind durch dualistische Betrachtungen, indem am Anfang (Vers 16 und 17) und am Schluß (Vers 24) „Begierden“ und „Leidenschaften“ genannt werden, gegen die das „Wandeln im Geist“ (Vers 16) im voraus gefordert wird. Und ein weiteres, oft zitiertes Wort aus Goethes „Faust“ mag uns einfallen: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.“ Freilich fällt damit ein gewisser Schatten auf unser Tun, aber bei viel Licht doch nur ein, wenn auch starker, Schatten, mit dem wir zu unserer Genugtuung schließlich fertig werden. Daß uns das gelingt, darauf sind wir ja wohl auch stolz. Und auf einmal denken wir nicht mehr so sehr an die Selbstverständlichkeit des Moralischen wie an den Kampf um das Moralische, in den der Mensch mit der Würde seines Menschseins im Gegensatz zur Gottheit einerseits und zum Tier andererseits gestellt ist. Der wirkliche Mensch ist eben ein anderes Wesen als der freie Gott und das freie Tier („ihrer Brust gewalt'ge Lüfte zähmet das Naturgebot“); er, der zwischen Gott und Tier gestellt ist, muß und — darf kämpfen („in ihrer Mitte... allein durch seine Sitte kann er frei und mächtig sein“). Dieses kämpferische Pathos Schillers, durch das die Selbstverständlichkeit des moralischen Handelns zugedeckt erscheint, ist ein Erbe aus der dem Urchristentum gleichzeitigen und dem Apostel Paulus bekannten stoischen Ethik, für die es zur Erkenntnis des immer kämpfenden Menschen wichtig ist, daß die in sich ruhende Gottheit den arbeitenden und streitenden Menschen eigentlich beneidet. Der Typ dieses Menschen ist von alters her Herkules am Scheidewege. Als man im 18. Jahrhundert der stoischen Ethik nachlebte, wurde der Kampf der zwei Seelen in unserer Brust „mit gleicher Kraft“ (so Wieland in seinem Drama mit dem bezeichnenden Titel „Die Wahl des Herkules“) am Leben des Salbgottes, des heroischen Menschen, verdeutlicht, der, wenn er

immer wieder siegt, aus eigener Kraft zwei gleichen Kräften einfach überlegen ist. Daß damit die uns nicht aus dem Sinn kommende Selbstverständlichkeit des Moralischen nur zugedeckt wird, wie wir soeben vorsichtig gesagt haben, und keineswegs verschwindet, verdeutlichen wir uns schließlich in Kürze an einem Wort des römischen Dichters, der manchem sympathischen Satz aus dem Schatz der stoischen Ethik eine schöne Form gegeben hat. Für Horaz steht dies fest: „Nichts ist den Sterblichen (zu) schwer“ („Nil mortalibus ardui est“). Wenn das stimmt, dann versteht sich das Moralische doch von selbst.

Mit unserem bis jetzt auf Grund eines schnellen Überlesens und einordnenden Überlegens gewonnenen Verständnis scheinen wir etwas selbstverständlich Gültiges ausgesprochen zu haben, das in der praktischen Sittlichkeit geübt worden ist und immer wieder geübt wird, einerlei ob damit die verschiedenen theoretischen Weltanschauungen zusammenstimmen oder nicht. Sollte aber nun Paulus dies und nichts anderes gemeint haben? Mit der vorgetragenen Erklärung hätten wir unseren so eindringlich und so eindeutig erscheinenden Abschnitt noch nicht verstanden, ja, wir hätten ihn geradezu mißverstanden. Es leidet keinen Zweifel, daß Paulus noch etwas anderes, ja, wir müssen sagen, überhaupt etwas anderes gemeint hat. Das ergibt sich einmal aus dem, was er vorher, vor allem im Rahmen seines Schriftbeweises, entwickelt hat, und dann aber auch aus dem vorliegenden Text selbst.

Zum Ersten: Der Schriftbeweis (3, 6—4, 31) setzte ein mit der Schilderung des exemplarisch gläubigen, sich Gottes Weisung unterwerfenden Abraham, der eine ganz andere Gestalt ist als der kämpfende, ohne Gott siegende Herkules. Wir wurden auf das Gesetz des Alten Testaments verwiesen, das sich nicht in der Weisung erschöpft, daß sich das Moralische immer von selbst verstehe, vielmehr auf das Gesetz als den „Pädagogen“ auf Christus und damit auf den nicht unserem heroisch-ethischen Kampf zuschauenden, sondern uns richtenden und rettenden Gott, der uns als „Kinder und Erben gemäß der Verheißung“ betrachtet. Und der Schriftbeweis schloß mit dem Hinweis auf die Geschichte der beiden Frauen und der beiden Söhne Abrahams, eine Geschichte, die den allein wirklichen und wesentlichen Trennungsstrich in unserer Einzel- und Ge-

samtgeschichte verdeutlicht. Der erfragte und ersehnte Geist, der Richtung und Kraft geben kann, ist nicht unsere Geistigkeit, sondern der Heilige Geist, d. h. der Geist Gottes und seines einzig einmaligen Boten Jesus Christus. Das dagegen stehende Fleisch ist nicht unsere niedere menschliche Natur, der eine höhere entgegenstände, sondern unser ganzer Mensch samt Leib, Seele und Geist. Darauf war der erste ethische Abschnitt (5, 1—15) aufgebaut. Und das gilt auch für den uns hier beschäftigenden zweiten ethischen Abschnitt (5, 16—24). Bildlich gesprochen ist's so: Unser Haus hat ein tief eingebettetes Fundament, das gar nicht sichtbar, aber doch feststellbar ist, wenn unser Haus nicht auf Sand gebaut ist. Und bei genauerem Zusehen entdecken wir in unserem fundamentierten Haus starke Stützen, die wir nicht übersehen dürfen, als wenn sie ein bloßer Zierrat seien, sondern an die wir uns anlehnen sollen.

Damit kommen wir zum Zweiten, zu unserem Text selbst. Stützen sind es, die angebracht sind, d. h. es sind von dem seine Mitchristen aufrufenden Apostel feststellungen vorgenommen. Es ist kein Spielen mit Wörtern, wenn wir hier die klare Bedeutung von „feststellungen“ im Sinne von „Stützen“, „Stützungen“ betonen und ebenso die mehr verdeckte, aber doch zu erwägende Bedeutung von „vornehmen“ im Sinne von „vorwegnehmen“. Es ist nicht so, daß der Apostel allerlei schlichte Mahnungen ausgestreut und dann noch einige grundsätzliche Betrachtungen eingefügt hätte, indem auf die Ethik eine Metaphysik folgte. Es ist vielmehr so, daß er zuerst, einem rechten Grund- und Aufriß folgend, feststellungen vornimmt, in die sich dann die Mahnungen einfügen. Die festen Stützen sind wirklich kein nachträglicher, entbehrlicher Zierrat.

Nachdem wir uns in solcher Weise einen Einblick in das Denken und Handeln des Apostels verschafft haben, können und dürfen wir verhältnismäßig schnell dem folgen, was die sogenannte Ethik des Paulus ausmacht.

Während uns vorhin der Lasterkatalog als eine Verbots- tafel und der Tugendkatalog als eine Gebotstafel erschienen sind, spricht der Apostel auch hier nicht imperativisch, d. h. verbietend und gebietend, sondern indikativisch, d. h. feststellend. Es geht um die „Werke des Fleisches“ und die „Frucht des Geistes“. Der Ethiker Paulus ist kein Moralist, der sich ge-

drängt fühlte, seine Galater zu ermahnen, den Tugendkatalog als ein zu befolgendes Muster und den Lasterkatalog im Gegensatz dazu anzuwenden. Da er vollends kein Schwärmer ist, fühlt er sich nur und gerade gedrängt, die zwei Welten, die des Geistes und die des Fleisches, zwischen denen es keine Verbindung gibt, den zu belehrenden Mitchristen vor die Augen zu stellen. Dieser Krieg ist wirklich ein Krieg bis aufs Messer und ein gar wunderlicher Krieg deshalb, weil die beiden Kriegsmächte uns Menschen gegenüber etwas — Gemeinsames haben: „Denn das Fleisch gelüstet wider den Geist, den Geist aber wider das Fleisch. Denn diese liegen miteinander im Streit, damit ihr nicht tut, was ihr wollt“ (Vers 17). Beide Mächte, sowohl das Fleisch als auch der Geist, suchen den Menschen zu bestimmen, gerade das (das hier stehende griechische Wort *ταῦτα* ist mit Nachdruck gesagt) nicht zu tun, was er je und je will. Will er das Gute tun, so ist das gegen den Geist kämpfende Fleisch dawider; will er das Böse tun, so ist der gegen das Fleisch kämpfende Geist dawider. Es kann also der Mensch nicht nach seinem eigenen freien Willen handeln. Es ist nicht so, daß der Mensch als zunächst unbeteiligter Dritter daneben stünde und wie der aus eigener Kraft zwei gleichen Kräften überlegene Zeros aus seiner Freiheit heraus sich für den Geist oder das Fleisch entscheiden könnte. Vielmehr verkündigt der Apostel den unfreien, geknechteten, verflavten Willen, das *servum arbitrium*. Der Mensch ist entweder der einen oder der anderen Macht verfallen, entweder dem Geist oder dem Fleisch, entweder Gott oder dem Teufel. Es mag uns hier gehen wie manchen Jüngern Jesu, die nach dem Anhören einer Rede ihres Meisters nur zu sagen wußten: „Diese Rede ist hart, wer kann sie anhören?“ (Joh. 6, 60).

Die zweifellos vorhandene harte Rede besteht darin, daß es einen klaren Tatbestand gibt, den wir nicht trüben, nicht verwischen, nicht verharmlosen sollen. Es gibt — Gott sei's geklagt! — „die Werke des Fleisches“; es gibt aber auch — Gott sei's gedankt! — „die Frucht des Geistes“. Wie klar hier diese zwei Fronten, Front und Gegenfront, abgesteckt sind, ergibt sich ausdrucksmäßig daraus, daß Paulus ausdrücklich das Wort „offenbar“ voranstellt, aber dann auch grammatisch daraus, daß er jeweils den bestimmten Artikel gebraucht. Dabei ist noch

etwas ausdrucksmäßig und grammatisch zu bedenken: der Wechsel zwischen zwei verschiedenen Wörtern und der Wechsel zwischen Mehrzahl und Einzahl. Wohl sind, wie wir schon gesehen haben, auch die „Werke des Fleisches“ ein eben nicht zu leugnender Tatbestand jenseits unseres vermeintlich freien Wählens und Könnens, so daß auch von den „Werken des Geistes“ gesprochen werden könnte. Aber das Wort „Frucht“ besagt doch noch deutlicher als das Wort „Werk“, daß Taten menschlicher Eigenwilligkeit vor vornherein ausgeschaltet sind. Eine Frucht wird nicht gemacht, sondern sie wächst; trotz unserer möglichen und nötigen Bemühungen kommt sie schließlich doch von selbst als ein gütiges Geschenk, das wir so annehmen, wie wir eine reife Frucht pflücken. Und die Einzahl, die doch wohl vom Apostel beabsichtigt ist, so gerne auch wir hier immer die Mehrzahl gebrauchen, besagt auch etwas, nämlich dies, daß alles vom Geist Gottes Gewirkte ein Einziges, Einheitliches, in sich Geschlossenes ist. Die Front des Geistes ist in sich geschlossener als die Front des Fleisches. Der Mensch des Fleisches wird umgetrieben von den mehr oder weniger laut sich gebenden Dämonen, die sein Leben zerreißen und sein ganzes Sein in eine nicht übersichtbare Vielheit von Einzelheiten zerspalten. Während über der gehaltenen und verhaltenen Tugendtafel der Friede Gottes schwebt, läßt die Lastertafel ein wildes Getümmel sichtbar und hörbar werden.

Je mehr wir das feststellen, desto fragwürdiger muß uns aber nun doch diese Lastertafel im Rahmen einer christlichen Unterweisung werden. Die oben vorgeführte Betrachtung, daß sich das Moralische von selbst verstehe, könnte neu genährt werden. Die Warnung vor all diesen schlimmen Lastern erscheint verständlich, soweit an Seiden gedacht ist, zu denen der Apostel als Missionar so drastisch gesprochen haben mag. Es mag bei diesen Seiden im inneren Kleinasien mit ihrer tatsächlichen Unsittlichkeit und dazu noch unsittlichen Kulturen schlimm genug ausgehoben haben. Dabei mag die oben erörterte Grellheit und Derbheit als etwas übertreibende Stilform erklärt und dadurch sachlich gemildert werden. Im „fluß der Rede“ mag da manches mitgeflossen sein, was gerade nicht unmittelbar situationsgemäß gewesen ist. Man könnte an so etwas wie eine Kapuzinade denken. Aber das wirkliche uns beschäftigende Pro-

blem ist ja damit gegeben, daß Paulus ausdrücklich betont, er rede auch und gerade immer noch zu den christlichen Galatern, die dazu von den Judaisiten — das waren rigoristische Ethiker! — sittlich mobilisiert, gehoben, gefördert waren. Auch als bekehrter und sittlich strebender Christ kann man auf die Lasterseite gehören. Den Kommentar zu dieser grausigen Tatsache finden wir am besten im zweiten Kapitel des Römerbriefes, wo dem Juden vorgehalten wird, er selbst tue das Gute nicht, das er von den anderen verlange. Es kann keine Rede davon sein, daß gerade ein rechter Jude all den dort aufgezählten bösen Lastern wie Diebstahl und Ehebruch wortwörtlich verhaftet gewesen sei. Man muß da schon bedenken, was in der Bergpredigt etwa über Ehebruch und Mord gesagt ist. Und besonders aufschlußreich ist die Feststellung, daß der Jude, der die Götzen verabscheut, selbst Tempelraub treibt (Röm. 2, 22). Gegenüber verschiedenen Auslegungen, bei denen darüber gestritten wird, ob sich der Jude an fremden Heiligtümern oder gar an seinem eigenen Tempel vergriffen habe, hat hier Bengel ohne weitere Debatte erklärt: „sacrilegium committis, quia Deo non das gloriam, quae proprie Dei est“, „Gotteslästerung begehst du, weil du Gott nicht den Ruhm gibst, der ausschließlich Gott gehört“, und ist damit Luther gefolgt, der hier vom „Gottesdieb“ gesprochen hat, und Calvin, für den hier die „profanatio divinae maiestatis“ („die Entweihung der göttlichen Majestät“) mit dem „Tempelraub“ gleichzusetzen ist. Die böse Sünde, der, wie der fromme Jude, auch der fromme Christ immer wieder verfällt, ist also die Selbstsetzung, deren furchtbare Ausmaß uns erschrecken muß, wenn wir dazu bedenken, daß es hier um die Sünde des Antichrists geht, der „sich im Tempel Gottes niedersetzt, indem er von sich behauptet, er sei Gott“ (2. Thess. 2, 4). Das alles ist eine unerhört aktuelle Predigt. Dadurch, daß man von sich selbst nicht loskommt — das gilt für den einzelnen Menschen wie auch für ganze Völker —, wird man trotz all des Anständigen und Guten bis hin zur Preisgabe seines eigenen Leibeslebens solidarisch mit den bösen Führern und Verführern, deren Spiegelbild die Lastertafel ist. Man kämpft damit in der falschen Front und wird mitschuldig und so selbst schuldig. Dann gilt buchstäblich die harte Rede des Paulus an die einst heidnischen und nun christlichen Galater:

„... was ich euch im voraus sage, wie ich es im voraus gesagt habe, daß diejenigen, die solches tun, das Reich Gottes nicht erben werden“ (Vers 21).

Wir werden gemahnt, uns um dieses Wissen zu bemühen. Die harte Rede des Apostels wie die seines und unseres Meisters Jesus Christus ist nur dann eine tröstliche Rede, wenn wir uns die allein rettende Einklammerung durch Gott gefallen lassen. Das ist der Inhalt der Mahnung, im Geiste zu wandeln. Mit einem göttlichen Indikativ setzt ein und schließt ab unser imperativischer Abschnitt. Klammer auf: „... und ihr werdet die Begierde des Fleisches nicht vollenden“, d. h. dann werdet ihr ganz gewiß der bösen Welt nicht zum Siege verhelfen (Vers 16). Und Klammer zu: „... diejenigen aber, die dem Christus Jesus angehören, haben ihr Fleisch mit seinen Leidenschaften und Begierden gekreuzigt“ (Vers 24).

Auch dann mag und wird weiter gefragt werden, was wir denn tun sollen, um im Geiste zu wandeln, um dem Christus Jesus anzugehören. Diese paulinischen Ausführungen Gal. 5, 16—24 sind von alters her die Epistel, d. h. der aus der zweiten Hälfte des Neuen Testaments entnommene Lese- und Predigtabschnitt, für den 14. Sonntag nach Trinitatis. Das entsprechende Evangelium ist die Erzählung von der Heilung der zehn Aussätzigen, von denen nur ein einziger dankbar zu Jesus zurückkehrte — „und das war ein Samariter“ — Luk. 17, 11 bis 19. Die liturgische und faktische Einheit von Evangelium und Epistel besteht darin, daß der gerettete Mensch zu Jesus Christus zurückkehren soll, um ihm für das zu danken, was Gott durch ihn an uns Menschen getan hat. Das konnte der demütige Samariter, aber nicht die stolzen Juden. Auch die evangelische Erzählung von dem verschiedenen Verhalten der einen und der anderen Jünger, Joh. 6, 60 ff., soll noch einmal in Erinnerung gerufen werden. Während viele Jünger sich ärgerten über die „harte Rede“ und Jesus verließen, antwortete Petrus dies: „Herr, zu wem sollen wir weggehen? Du hast Worte des ewigen Lebens“ (Joh. 6, 68). Weil bei Gott und durch Gott die Entscheidung schon gefallen ist, kann die uns auferlegte Selbstentscheidung nur Selbstbescheidung sein. Davon als dem „Gesetz Christi“ ist im folgenden Schlußabschnitt des Galaterbriefes gesprochen.

5, 25—6, 18: Das Gesetz Christi.

Abgesehen von dem persönlichen Briefschluß 6, 11—18, über dessen Eigenart noch besonders zu sprechen sein wird, ist der Schlußabschnitt des Galaterbriefes 5, 25—6, 10 von alters her die Epistel für den 15. Sonntag nach Trinitatis und folgt damit unmittelbar auf den Abschnitt 5, 16—24, den wir als die Epistel für den Sonntag davor kennen gelernt haben. Wenn auch die Einteilung des ethischen Briefteiles Kap. 5 und 6 im einzelnen nicht gesichert ist, so ist doch wohl bemerkenswert, daß man in der altchristlichen Kirche wie nach 5, 15 so nun auch nach 5, 24 einen stärkeren Einschnitt empfunden hat. Dort hieß es: Der Christ, der nicht sündigen soll, braucht im Grunde nicht zu sündigen, wenn und weil er im Geiste wandelt. Hier heißt es: „Wenn wir durch den Geist leben, so wollen wir dem Geist auch folgen“ (5, 25). Wenn auch der Apostel mit seiner vorausgegangenen Aufforderung, daß auf die „Frucht des Geistes“ zu achten sei, eigentlich alles Nötige schon gesagt hat, so hat er nun doch noch Allerlei darüber zu sagen, wie darauf recht zu achten sei. Dieser Schritt vom „Daß“ zum „Wie“ zeigt sich auch im Wechsel des Ausdrucks. Während bei Luther und in der Zürcher Bibel sowohl in Vers 16 als auch in Vers 25 das Wort „wandeln“ verwendet wird, finden wir bei Paulus das erste Mal einen schwächeren, allgemeineren Ausdruck, der eigentlich „umhergehen“ (*περιπατεῖν*) bedeutet, und das zweite Mal einen stärkeren, prägnanteren Ausdruck, der eigentlich „beitreten“, in Reih und Glied marschieren“ (*στοιχεῖν*) bedeutet und nachher (6, 16) noch einmal vorkommt.

Wodurch wird das noch zu sagende Allerlei zusammengehalten? So locker auch das Gefüge dieser Schlußmahnungen ist, da dem Apostel beim Abschluß seines Briefes noch dies und das einfällt, so ist doch alles ausdrucksmäßig auf ein Thema konzentriert. Es ist das „Gesetz Christi“, das es zu erfüllen gilt (6, 2). Im Munde gerade des Paulus ist das ein seltsamer Aus-

druck, der gewollt gegensätzlich zu dem „Gesetz“ formuliert ist, wie es die perfektionistischen Judaisten verstehen, d. h. mißverstehen. Das ist genau so gegensätzlich wie der von Paulus einmal gebrauchte Ausdruck „Gesetz des Glaubens“ (Röm. 3, 27). Das „Gesetz Christi“ hat aber nun einen ebenso bescheidenen wie dennoch sehr bestimmten Inhalt, der wiederum ausdrucksmäßig durch einzelne Wörter verdeutlicht wird. Dreimal ist das „einander“ auch schon dadurch besonders betont, daß es mit einer beabsichtigten stilistischen Härte an den Anfang gestellt ist: „nicht... einander herausfordernd, einander beneidend“ (5, 26), „einander sollt ihr die Lasten tragen“ (6, 2). Und ebenso ist mitten im weiteren Zusammenhang die Gemeinschaft betont vorangestellt: „Gemeinschaft aber soll haben der, der im Wort unterwiesen wird, mit dem Unterweisenden in allen Gütern (6, 6).

Wenn der vorige Abschnitt über die Frucht des Geistes ergeben hat, daß nach der von Gott getroffenen Entscheidung unsere Selbstentscheidung nur Selbstbescheidung sein kann, so werden jetzt die Fronten innerhalb der christlichen Gemeinde selbst abgesteckt. Daß die große, kaum überblickbare Welt in Unordnung ist, liegt auch daran, daß die kleinere, durchaus überblickbare christliche Gemeinde in sich zerfahren ist. Die böse Welt, wie sie uns in der Lastertafel entgegengetreten ist, würde nicht so ohne weiteres ihre bösen Triumphe feiern, wenn sie nicht in unsere eigenen Reihen durch unsere Schuld eingebrochen wäre.

Mit auffallender Schärfe wendet sich der Apostel zuerst an die „Korrekten“, die betont „Frommen“. Unter den „Ruhmredigen“, „Prahlerischen“, sind die Leute zu verstehen, die sich den Sündern gegenüber ihrer vermeintlichen Gesetzesgerechtigkeit rühmen und damit ihre Mitchristen nur „herausfordern“ (so ist das Medium *προκαλεῖσθαι*, wörtlich „für sich vorrufen“, d. h. „provizieren“, zu übersetzen, wie die Vulgata richtig „provocantes“ hat, während Luthers „entrüsten“ unscharf ist) und „beneiden“ (5, 26). Mit zarter Wehmut nimmt sich der Apostel im Gegensatz zu den „Korrekten“ der Sünder an. Da ist „ein Mensch von einem Fehltritt übereilt“ worden. Dann sollen die anderen, die doch „Pneumatische“, „Geistliche“, sind, den gestrauchelten Bruder „im Geiste der Sanftmut (wieder)

zurechtbringen“. Der sich stark und sicher fühlende soll bedenken, daß er dieses Mal ohne Schuld ist, aber auch schuldig werden kann, so daß er der Milde des anderen bedarf: „Sieh auf dich selbst, auf daß nicht auch du versucht werdest!“ (6, 1). Im Zusammenhang mit dem Appell an die Christen als die „Geistlichen“ ist unter dem „Geist der Sanftmut“ der die Sanftmut wirkende heilige Geist zu verstehen. Wenn demgegenüber manche Ausleger — unter ihnen Luther und Calvin — an den Menschegeist denken und sich dafür auf die Nennung des „sanften und stillen Geistes“ 1. Petr. 3, 4 berufen, so betrifft diese Streitfrage keinen sachlichen Unterschied, weil der rechte Sanftmutgeist des Menschen nur als die Frucht des Geistes Gottes wirksam werden kann. In diesem Bezirk ist es möglich und nötig, daß „ihr einander die Lasten (gemeint sind die Versuchungen des Fleisches) tragt“ (Vers 2). Wenn das nicht verrechnet wird, so schaut nur Selbstbetrug heraus. „Denn wenn einer meint, er sei etwas, während er doch nichts ist, so betrügt er sich selbst“ (Vers 3). Durch gegenseitige Rücksichtnahme wird unsere Selbstverantwortung zur Selbstprüfung und Selbstanklage: „Sein eigenes Werk aber soll jeder prüfen.“ Wie steht es dann mit dem Selbstruhm? Mit unverkennbarer Ironie versichert hier Paulus die These, man müsse seinen Selbstruhm buchstäblich so ernst nehmen, daß man seinen Ruhm „nur auf sich selbst hin und nicht auf den anderen hin“ (Vers 4) haben soll. Daraus entspringt eine fördernde Einsicht: „Denn jeder wird sein eigenes Bündel tragen“ (Vers 5).

Völlig abrupt folgt der schon genannte Satz: „Gemeinschaft aber soll haben der, der im Wort unterwiesen wird, mit dem Unterweisenden in allen Gütern“ (Vers 6). Es ist eigen, daß diese so einfach erscheinende Weisung von jeher den Auslegern viel Kopfzerbrechen bereitet hat. Umstritten ist die Gedankenverbindung nach rückwärts und nach vorwärts, wie sich das schon in der verschiedenen Druckanordnung des griechischen Textes und auch seiner Übersetzungen zeigt; umstritten ist aber auch die Auslegung des Satzes selbst, die dabei von der Frage nach der Gedankenverbindung abhängt, wie sich das in den hier sehr auseinanderstrebenden Kommentaren zeigt. Für manche Ausleger ist der Satz nur ein nicht sonderlich betonter Anhang

zu dem bisher von Paulus Gesagten: am Schluß der Mahnungen für das christliche Gemeindeleben werde der besondere Fall eingepreßt, daß Lehrer und Schüler Gemeinschaft miteinander haben sollen; mit der weiteren wuchtigen Weisung „irrt euch nicht!, Gott läßt sich nicht verhöhnen; denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten“ (Vers 7) beginne eine große Gerichtsdrohung, die sich nicht auf diese Einzelweisung über das rechte Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler beziehen könne. Für andere Ausleger ist diese Einzelweisung ein völlig isolierter Einzelspruch, der in sich zur Not verständlich sei, ohne daß wir heute noch — im Gegensatz zu den seinerzeit angeredeten und Bescheid wissenden Galatern! — wissen könnten, warum Paulus auf einmal dieses Einzelthema angeschnitten hat. Wieder andere Ausleger haben darauf hingewiesen, daß diese Frage nach dem rechten Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wohl zusammenhänge mit der Frage nach dem christlichen Gemeindeleben überhaupt, aber nun über eine nur angehängte Bemerkung hinaus auf das Zentrum der Gemeindegestaltung im Zusammenhang mit dem drohenden Gericht Gottes abziele. Mit alledem überschneidet sich die Frage, was denn genau gemeint sei, wenn hier von dem Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler gesprochen werde. Aus unserer obigen mitgeteilten streng wörtlichen Übersetzung läßt sich grammatisch nicht sicher ableiten, wozu die Wendung „in allen Gütern“ gehört, ob zu den Worten „Gemeinschaft... haben“ oder zu den Worten „mit dem Unterweisenden“. Ferner läßt sich begrifflich nicht sicher bestimmen, was unter „allen Gütern“ zu verstehen ist, ob da nur an äußere Lebensgüter oder an alle Güter im Sinne von „allem Guten“ gedacht werden soll. Im ersten Fall würde sich die Weisung ergeben, daß der Schüler, der in der Unterweisung innere Lebensgüter empfängt, seinem Lehrer durch äußere Lebensgüter, vor allem durch den Lebensunterhalt, die Gemeinschaft bezeugen soll. Im zweiten Fall würde darauf zu achten sein, daß der Lehrer seine Unterweisung auf die sittlichen Güter sich erstrecken läßt. Nach solchem gedrängten Überblick der bisherigen Auslegung werden wir uns damit abzufinden haben, daß hier keine Auslegung sozusagen mathematisch zwingend gemacht werden kann. Wir sollten aber nun doch die galatistische Situation bedenken, daß sich die Juda-

isten als neue Lehrer eingeschlichen haben, die durch ihre Zusatzpredigt einen Fortschritt zu erzielen behaupten. Gegen solchen schwärmerischen Perfektionismus bringt der zurückgesetzte Gründer und Leiter der Gemeinde eine sehr einfache Sache in Erinnerung: „der, der im Wort unterwiesen wird“ soll den Gemeinschaftssinn, auf den er als Christ ja doch wohl stolz ist, ganz schlicht darin betätigen, daß er dem, der ihn recht unterwiesen hat und das weiter tut, wenn es um das eine „Wort“ als das Wort Gottes geht, um dieses Wortes willen die Treue hält und ihm aus solcher Treue heraus das gibt, was er geben kann bis in das Alltägliche des leiblichen Unterhalts des Predigers hinein. Die sich anschließende schon genannte Gerichtsdrohung ist nur scheinbar beziehungslos, in Wirklichkeit höchst beziehungsvoll. Das einzelne Gemeindeglied soll auf den, der ihm das Wort Gottes recht verkündigt, mit besonderer Beteiligung hinschauen, weil der Wortverkündiger ganz besonders verantwortlich ist. Der Gegensatz zwischen Fleisch und Geist, von dem Paulus aus seiner apostolischen Erfahrung sehr lebendig und aus der Heiligen Schrift heraus sehr lehrhaft gesprochen hat, betrifft den Tatbereich der rechten Leitung einer Gemeinde. Es gibt da keinen bequemen Weg der Mitte oder des Ausgleiches. „Denn wer auf sein Fleisch sät, wird vom Fleisch Verderben ernten; wer aber auf den Geist sät, wird vom Geist ewiges Leben ernten“ (Vers 8).

Doch hier bricht der Apostel ab, indem er nun nicht alles Weitere auf den Unterweisenden, wie ihm zu begegnen sei, abstellt, sondern alle, die anderen und sich selbst, die Gemeindeglieder und ihre Prediger zusammenruft mit dem Ruf: „Das Gute aber zu tun, laßt uns nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir ernten, wenn wir nicht ermatten“ (Vers 9). Der für die Ernte eigens bestimmte Zeitpunkt, der „Kairos“ (*καιρός*), ist der jüngste Tag als der Gerichtstag Gottes am Ende der Zeiten, auf den wir in Geduld und Verantwortungsbewußtsein warten sollen.

Stichwortartig folgt eine allgemeine und dann doch besondere Mahnung: „Darum nun, solange wir Zeit haben, laßt uns Gutes tun an allen, am meisten aber an den Genossen des Glaubens“ (Vers 10). Es handelt sich hier nicht um die qualifizierte Zeit Gottes, sondern um unsere Zeit (die Zürcher Bibel

hat deshalb sachlich richtig ein anderes Wort gewählt: „Gelegenheit“), die wir nutzen sollen, als ob sie Gottes Zeit wäre. Denn „meine Zeit steht in deinen Händen“ (so übersetzt Luther Psalm 31, 16, während im hebräischen Urtext von „Zeiten“ im Sinne von „Geschick“ die Rede ist). Ebenso nüchtern wie aber nun doch begeisternd ist es, daß von der Nächstenliebe auch einmal so in der Bibel gesprochen wird. Sicherlich soll die Weissung nicht ausgestrichen werden, daß wir immer die Nächsten dessen sind, der unserer Hilfe bedarf. Aber nun heißt es hier einmal, daß wir doch vor allem den Bau, Aufbau und Ausbau unseres eigenen Hauses — das für „Genossen“ gebrauchte griechische Wort bedeutet eigentlich „Hausgenossen“ — nach Kräften fördern. Die konkrete Nächstenliebe soll nicht in eine abstrakte fernliebe verwandelt werden. Gott will, daß wir nicht uferlos in der Welt herumschwefeln, sondern uns weise beschränken; er will, daß wir unseren Anker in unserem Hafen auswerfen und nicht immer neue Gestade mit vermeintlich besseren Häfen aufsuchen.

„Sehet, mit wie großen Buchstaben ich euch mit meiner eignen Hand schreibe!“ (Vers 11). Diese Übersetzung in der Zürcher Bibel ist der bei Luther vorzuziehen: „Sehet, mit wie vielen Worten habe ich euch geschrieben mit eigener Hand!“ Allerdings steht im griechischen Text ein Präteritum, das Luther hat beachten wollen, das aber nun doch eher ein Präteritum des Briefstiles darstellt. Auch hier läßt sich eine den ersten Lesern ohne weiteres deutliche Sache uns heutigen Lesern nicht restlos klar machen. Für die Empfänger des Briefes, die ja die Handschrift des Paulus sahen, war jedenfalls die vom Brieffschreiber benutzte Zeitform unmißverständlich. Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß Paulus selbst den ganzen Brief geschrieben und darauf am Schluß ausdrücklich verwiesen hätte. Die Worte „mit wie vielen Worten“ — so übersetzt Luther die Wendung *πληκτοις γραμματων* in unscharfer, wenn auch nicht völlig unmöglicher Weise — wären dann eindringlich, aber auch bemühend. Worte und immer wieder Worte müssen gesagt, gemacht werden. Es ist eine Not, ja eine Gefahr, daß Gottes Wort, so wenig es Menschenwort ist, wie Gottes Geist nicht Menschengestalt ist, durch das Menschenwort nachgesagt werden muß. Wir wissen und müssen immer

wieder bedenken, daß der Apostel des Neuen Bundes ebenso wie die Schriftpropheten des Alten Bundes unter dieser Not und Gefahr gelitten hat. Was den uns hier vorliegenden Text anbelangt, so ist es aber nun doch viel wahrscheinlicher, daß Paulus wie sonst seinen Brief diktirt und ihm einen selbstgeschriebenen, persönlichen Brieffschluß angehängt hat, wobei allenfalls zu verrechnen ist, daß er nicht erst an der Stelle 6, 11, sondern vielleicht auch schon an einer früheren Stelle, etwa 6, 6 oder gar schon 5, 1, mit eigener Hand zu schreiben begonnen hätte, was die ersten Empfänger ohne weiteres an seiner Handschrift feststellen konnten. Die Worte „mit wie großen Buchstaben“ beziehen sich auf die Form der Handschrift. Wohl etwas lächelnd weist der Apostel auf seine ungeübte, ungelente Schrift hin, wie sie seiner verschafften Hand des handwerklichen Zelttuchwebers entsprochen haben mag. Am wahrscheinlichsten dürfte sein, daß seine eigene Hand erst mit 6, 11 zu schreiben begonnen hat. Dem entspricht zudem der Inhalt der Verse 11—18.

In diesem kurzen eigenen Schlußwort sagt Paulus nicht etwas inhaltlich Neues, sondern unterstreicht das vorher Diktirte und spitzt es sehr persönlich zu. Dieses sein Schlußwort ist zugleich Ausleitung. Der Apostel Jesu Christi weiß genau, daß keinem Menschen hier das letzte Wort vergönnt ist. Wieviel muß gerade nach einem solchen Kampfbrief eben doch Gott anheimgestellt werden! Noch einmal wird den Judaisiten schlantweg der gute Wille, d. h. die nötige Selbstlosigkeit abgesprochen: „Alle solche, die ein gutes Ansehen im Fleische haben wollen, die zwingen euch, daß ihr euch beschneiden laßt, nur damit sie nicht durch das Kreuz Christi (d. h. wegen der Verkündigung des Kreuzes Christi) verfolgt werden“ (Vers 12). Noch einmal wird der schreiende Widerspruch zwischen dem Verkündigen und dem Tun des Gesetzes hervorgehoben: „Denn nicht einmal die, die sich beschneiden lassen, halten selber das Gesetz, sondern wollen, daß ihr euch beschneiden laßt, damit sie sich in eurem Fleische rühmen“ (Vers 13). Soweit es einen Ruhm gibt, bezieht sich dieser auf etwas, bei dessen Anblick einem aller Selbstruhm vergeht. Des Kreuzes Christi sich zu rühmen, bedeutet das unheimliche Paradox, daß man sich schließlich nur seiner eige-

nen Schwachheit rühmen kann, wie das Paulus vor allem am Schluß des zweiten Korintherbriefes — auch dort im Kampf gegen die Judaisten — ausgeführt hat. Hier im Galaterbrief heißt es ganz kurz: „Mir aber soll es nicht geschehen, daß ich mich rühme, es sei denn im Kreuze unseres Herrn Jesus Christus, durch den mir die Welt gekreuzigt ist und ich der Welt“ (Vers 14). Wenn demnach kein Eigenstandpunkt möglich ist, sondern nur der Standpunkt Gottes, der uns in seine neue Welt versetzt hat, so gilt das nicht nur für die Beschneidung, sondern auch für die Unbeschnittenheit: „Denn weder Beschneidung ist etwas noch Unbeschnittenheit, sondern nur eine neue Schöpfung“ (Vers 15 wiederholt 5, 6, nur daß dort für die „neue Schöpfung“ gesetzt war: „Glaube, der sich durch Liebe auswirkt“). Das allein ist der „Kanon“, die „Richtschnur“, der es zu folgen gilt, auf daß Gottes „Friede und Erbarmen“ zu den glaubenden Gefolgsleuten kommen möge. Diesen Wunsch, dieses Gebet hat der Apostel für seine Gemeinde als „das Israel Gottes“, das wahre, geistliche Israel, dessen Repräsentant „der Israel Gottes“, der „Gotteskämpfer“ Jakob ist (Vers 16)... Wir haben uns hier im wesentlichen damit begnügt, die inhaltsschweren paulinischen Sätze zu zitieren und ein wenig zu paraphrasieren. Eine Einzelauslegung der gefüllten Begriffe würde mehr Raum beanspruchen, als zur Verfügung steht. Zudem sind wir sozusagen der Stilart des Paulus gefolgt, der gegen Schluß seines Briefes seine Sätze weniger denkmäßig entfaltet als bekennnismäßig hinsetzt. Und das hat er so tun können, weil er, wie schon gesagt, in diesem persönlichen Brieffschluß nur wiederholt, was er vorher aus seinem eigenen Leben heraus, dann ihm Rahmen eines ausgeführten Schriftbeweises und schließlich in der Form von Mahnungen gegeben hat.

Neu, neuartig, seltsam ist aber dann der folgende Schlusssatz: „Fortan bereite mir niemand Beschwerden; denn ich trage die Malzeichen Jesu an meinem Leibe“ (Vers 18). Andere Paulusausagen (vgl. 2. Kor. 4, 10; Phil. 3, 10), die von der Leidensgemeinschaft des Apostels mit Christus handeln, verdeutlichen, daß unter diesen „Malzeichen“ die Spuren der um Christi willen erlittenen körperlichen Mißhandlungen zu verstehen sind. Das griechische Wort lautet *στίγματα*, „stigmata“. In der römisch-katholischen Kirche ist der Abschnitt Gal. 6,

14—18 Lektion für das Fest des hl. Franz von Assisi im Blick auf dessen „Stigmatisation“. Dieser berühmte Vorgang ist jedoch, was auch katholische Ausleger zugeben, etwas anderes als die sogenannte Passionsmystik des Paulus. Bei ihm handelt es sich nicht um eine ekstatische Vision, sondern um sein ganzes apostolisches Leben, das als ein unaufhörliches Leiden in Christus, Leiden des Christus, Christusleiden, Leiden der Kirche als des Leibes Christi vertieft und verklärt wird (näher ausgeführt ist das Kol. 1, 24). Das Besondere des so zu verstehenden Lebens und Leidens des Paulus ist sein Apostolat, aus dem heraus er sein Ich hier am Schluß noch stärker betont als am Anfang des ethischen Schlußteils (5, 2). Wenn hier nicht auf die Besonderheit des Apostolats geachtet wird, so besteht die Gefahr, in dem zur Rede stehenden Satz die unwürdige Bemerkung eines verärgerten Seelsorgers zu sehen. Es muß zugegeben werden, daß Paulus im ganzen Galaterbrief wie noch mehr im zweiten Korintherbrief in die Gefahrzone der Ichhaftigkeit geraten ist. Wie jedoch gerade der Schluß des zuletztgenannten Briefes zeigt, hat er um diese Gefahr gewußt, was uns schon bei der Besprechung des ersten, des „biographischen“ Abschnittes Gal. 1, 1—2, 10 als bemerkenswert erschienen war. Das sehr betonte ἐγώ, „ego“, „ich“, das im Griechischen und im Lateinischen viel auffälliger ist als im Deutschen, ist bei Paulus nicht das Zeichen seines Egoismus, sondern seines Apostolats. Wie die Urjünger weiß sich Paulus durch die Erscheinung des auferstandenen Jesus unmittelbar zum Apostel eingesetzt. „Durch Gottes Gnade aber bin ich, was ich bin, und seine Gnade gegen mich ist nicht vergeblich gewesen, sondern mehr als sie alle habe ich gearbeitet, aber nicht (eigentlich) ich, sondern die Gnade Gottes mit mir“ (1. Kor. 15, 10).

Schließlich muß noch ein gewisses Etwas bedacht werden, das zugleich die Form und die Sache betrifft: Wie der vorige Abschnitt über die „Frucht des Geistes“, so ist auch dieser letzte Abschnitt über das „Gesetz Christi“ durch eine göttliche Einklammerung bestimmt. Klammer auf: „Wenn wir durch den Geist leben, so wollen wir dem Geist auch folgen“ (5, 25). Das ist der nicht zu vergessende und von Paulus bei allem zornigen Selbstbewußtsein auch nicht vergessene Hinweis darauf, daß der Apostel, die Prediger, Lehrer und die Hörer alle mitein-

ander in Leben, Lehre und Leitung dankbar Antwort zu geben haben auf Gottes Wort und Tat in Jesus Christus und seinem Heiligen Geist. Und Klammer zu: „Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sei mit eurem Geist, ihr Brüder! Amen“ (6, 18).

*

Wenn der Apostel zugleich streng und gütig, zugleich denkend und betend, zugleich leitend und sich leiten lassend seinen Brief geschrieben und abgeschlossen hat, so ist damit auch für den, der einen Gang durch diesen Brief getan hat, Schlußwort und Ausleitung gegeben. Viel liegt hinter einem, nachdem das Schlußwort gesagt ist. Noch viel mehr liegt vor einem, wenn nicht in einem Schlußwort mit einem nachfolgenden dicken Punkt, sondern in einer Ausleitung mit einigen nachfolgenden dünnen Punkten lebendiges Wasser verebbt, um flutend wiederzukommen. Der Ausleger hat hinter dem Apostel hergedacht, dessen Leben, Lehre und Leitung dies betrifft: ein Gefühl für Gott in der Christusgemeinschaft, ein Nachdenken über Gott aus der Geschichte Gottes mit Israel in der Heiligen Schrift und ein Wollen auf Gott hin durch die Leitung des Heiligen Geistes. Der Stoßseufzer des Paulus „... mit wie großen Buchstaben...!“, „... mit wie vielen Worten...!“ darf dem Ausleger nach seinen Bemühungen, bei denen Arbeitsstunden der Mühe und der Lust am Gegenstand gemischt waren, einen eigenen Trost spenden. Als solcher Ausleger kann und will ich den gebührenden, nicht ausdenkbar großen Abstand vom Gegenstand und dem Träger dieses Gegenstandes sich so auswirken lassen, daß ich in meinem Schlußwort und in meiner Ausleitung einige wenige praktische, eigentlich nur technische Hinweise gebe, durch die dem Leser die ja nicht abgeschlossene, sondern sich fortsetzende Mitarbeit vornehmlich im Sprachlichen ans Herz gelegt werden soll.

Jeder Leser ist gebeten, den Text des Galaterbriefes neben dieser Auslegung zu lesen und zu bedenken und dazu die verhältnismäßig wenigen Parallelstellen ebenfalls zu lesen und zu bedenken, zumal wenn diese nur stellenmäßig genannt und nicht inhaltlich wiedergegeben sind. Die Befolgung dieses einfachen, eigentlich selbstverständlichen Rates liegt dem Verfasser des-

halb am Herzen, weil nur auf diese Weise das Gespräch mit dem paulinischen Text, richtiger, das Reden vom paulinischen Text her zum Leser hin lebendig werden kann. Abgesehen von wenigen Auslegern wie Luther, Calvin, Bengel, die für einige wichtige, dabei strittige Stellen aufgerufen, sozusagen zu Hilfe gerufen worden sind, ist öfters die Auslegung der Lutherbibel und die der Zürcher Bibel herangezogen, weil jede rechte Übersetzung weithin eine faßbare Auslegung in sich schließt. Die beiden genannten deutschen Übersetzungen, wie sie jedem Leser am ehesten zugänglich sind, sind da und dort miteinander konfrontiert. In selteneren Fällen hat sich das auch auf die römisch-katholische Bibel, die sogenannte Vulgata, erstreckt.

Im Blick auf den des Griechischen nicht kundigen Leser ist die griechische Ursprache des Neuen Testaments sparsam herangezogen.

Jeder des Griechischen nicht kundige Leser ist gebeten, auf folgendes zu seinem Trost, dann aber auch zu seiner Belehrung zu achten: Wenn besonders wichtige Begriffe im griechischen Wortlaut mitgeteilt sind, so sind sie jeweils ins Deutsche übersetzt, so daß der griechische Text kurzerhand überschlagen werden kann. Aber gerade dazu soll nun hier nicht aufgefordert werden. Vielmehr ist der des Griechischen nicht kundige Leser aufgefordert, sich einen kleinen, aber köstlichen und nützlichen Begriffsschatz aus dem griechischen Neuen Testament — für das hebräische Alte Testament, das begreiflicherweise öfters herangezogen ist, gilt grundsätzlich dasselbe — anzueignen. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum hier manche kirchlich-christliche Laien in einem nicht nötigen, dazu schädlichen Zustand der Besitzlosigkeit verharren wollen. Jeder halbwegs Gebildete und auch wirklich Gebildete, der von den fernasiatischen Sprachen so gut wie nichts weiß, hält es für selbstverständlich, vom Nirvana und Karma des indischen Buddhismus, vom Tao des Chinesen Laotse oder vielleicht auch vom Tabu und Mana in Polynesien und Melanesien zu sprechen. Der Grund dafür liegt auf der Hand. Wenn man sich mit diesen östlichen Kultur- und Naturreligionen auch nur ein wenig beschäftigt, so merkt man sehr schnell, daß gewisse Hauptbegriffe nicht ohne weiteres übersetzbar, nicht durch einen prägnanten deutschen Ausdruck einzufangen sind. Wenn man

das Sanskritwort Nirvana mit „Nichts“ übersetzt, so ist damit nicht genug abgeklärt, daß dieses Nichts das Erlöschen aller menschlichen Wünsche und Leidenschaften ausmacht, während demgegenüber das Karma die „Tat“ ist, wie sie bei den einander folgenden Wiedergeburten ihre Früchte trägt. Das chinesische Tao ist nicht bloß das „All“, das „Universum“, von dem auch in anderen Denksystemen die Rede ist, sondern ein den Makrokosmos und Mikrokosmos einbeziehendes, also sehr beziehungsreiches All als der Urgrund und Ursinn aller Dinge, so daß man für Taoismus den eigenen Übersetzungsausdruck „Universismus“ vorgeschlagen hat. Ein Tabu ist nicht bloß etwas bloß „Verbotenes“, sondern etwas Verbotenes, weil es heilig und zugleich übernatürlich gefährlich ist. Damit verwandt ist das Mana nicht als bloße „Macht“, sondern als eine Sache oder eine Person wegen der von dort ausstrahlenden ungewöhnlichen und wunderhaften Wirkung, also eine eigentümlich übernatürliche Macht, eine göttliche Autorität. In der biblischen Vorstellungswelt gibt es mancherlei, was in uns ähnliche Inhalte anklingen läßt. Es braucht nur an Begriffe wie „Welt“, κόσμος, kosmos im „kosmologischen“ Sinne, oder „Macht“, „Kraft“, δύναμις, dynamis, in Verbindung mit zahlreichen Parallelausdrücken, oder „Heiligkeit“, ἁγιότης, hagiotes usw. erinnert zu werden. Es kann sich hier nicht darum handeln, diese Begriffe inhaltlich zu erörtern, die im Galaterbrief, abgesehen von den „Elementen der Welt“ (4, 3; vgl. dazu 4, 9), fast keine Rolle spielen, eine um so stärkere aber im Epheser- und im Kolosserbrief, wo dann allerdings eine orientalistisch-gnostische Begriffssprache ihres ursprünglich mythologischen Charakters entkleidet und in den personhaft-christologischen Bereich einbezogen ist. Was uns bei der Auslegung des Galaterbriefes mit seinen besonderen griechischen Ausdrücken beschäftigt, ist im Rahmen dieses ausleitenden Schlusswortes eine mehr formale, eine einfache methodologische Erwägung. Wenn man da und dort in der weiten Religionsgeschichte mit den ins Deutsche übersetzten Begriffen nicht auskommen kann und will, so erscheint es als unverstänlich und unverständig, in einem absonderlichen Schrecken vor der griechischen Ursprache des Neuen Testaments sich bestimmte Hauptbegriffe des paulinischen Erkennens und Bekennens nicht einprägen zu wollen. Jedermann

kann und soll wissen, daß das deutsche Wort „Glaube“ dem griechischen Wort *πίστις*, *pistis*, entspricht, das eigentlich „Treue“, „Festigkeit“ bedeutet und auf den „Gehorsam“ abzielt. Das übliche Wissen, daß nach katholischer Meinung der Glaube ein Führwahrhalten und nach protestantischer Meinung ein Vertrauen sei, ist jedenfalls unzulänglich. Und jedermann kann und soll einem klein gedruckten gelehrten Exkurs über den *παιδαγωγός*, *paidagōgos*, entnehmen, daß das unserem Wort „Glaube“ entsprechende hebräische Wort im Alten Testament 'emûnâ lautet, zu dem wir aus frühester Jugend durch ein hebräisches Wort Zugang haben. Dieses Wort heißt „Amen“.